Schnauzer.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierter Theil.

Neuer Abdruck.

Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

Erstes Kapitel.

Bouchenot in guter Gesellschaft.

Timotheus kehrt mit den beiden Mädchen, welche sehr traurig sind, nach Paris zurück; die Eine ist über das Verschwinden ihres Liebhabers betrübt, die Andere, weil man ihr ihren Hund nicht zurückgegeben hat. Timotheus thut sein Möglichstes, Cölina und Prudentia zu trösten; zu der Einen sagt er, man werde ihren Geliebten wiederfinden, zu der Andern, es sei nicht der Mühe werth, daß sie sich um ihren Hund gräme. Bisweilen irrt er sich und richtet die Trostworte, die er an die Eine richten will, an die Andere: er behauptet, Bouchenot sei keine sechs Franken werth, und Schnauzer werde das Bauchgrimmen bekommen haben; allein die jungen Mädchen sind zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, als daß ihnen diese Verstöße aufgefallen wären, und man langt, das Mißgeschick des Tages verwünschend, in der Calander-Straße an.

Bouchenot war bereits nach Hause zurückgekehrt und hatte sich, seiner Gewohnheit gemäß, wenn ihn ein heftiger Schrecken befiel, niedergelegt und unter die Decke gesteckt. Der Anblick Schnauzers hatte ihn entsetzt; er befürchtete, der Hund werde ihm auf's Neue folgen, und der Mann, den er im Theater erkannt hatte, seine Schritte beobachten; daher hatte er sich auch eilends von Montmartre entfernt und war athemlos, ohne sich umzusehen, nach Paris gerannt.

„Wollen Sie uns sagen, mein Herr, warum Sie uns mir nichts dir nichts in Montmartre davon gelaufen sind?“ schreit Cölina, sobald sie Bouchenots ansichtig wird; „wissen Sie, daß das sehr ungebildet ist?“

„Es ist allerdings richtig,“ versetzt Timotheus, „daß man sich nicht auf diese Weise von einer Gesellschaft trennt. Du hast nicht einmal unser Spiel ausgemacht, und da es gerade beim Zusammenlassen war, hättest Du sicher unser Abendessen bezahlen müssen. Darüber will ich mich zwar nicht einmal beklagen; aber fortzugehen, ohne uns ein Wort zu sagen, ist recht unartig.“

„Sie sind Schuld, daß wir nicht in der Eremitage getanzt haben,“ sagt Prudentia. „Und wenn Sie da geblieben wären, hätten Sie mir vielleicht zur Zurückgabe meines Hundes verhelfen können, oder wäre er Ihnen wieder nachgelaufen, der arme Schnauzer... ich hatte ihn wieder gefunden, aber der häßliche Mann wollte ihn mir unter dem Vorwand, er habe sechs Franken für denselben bezahlt, er sei sein rechtmäßiges Eigenthum, nicht mehr zurückstellen.“

„Sprechen Sie, mein Herr, warum haben Sie uns verlassen?“ schreit Cölina mit entrüsteter Miene.

„Ich fühlte mich unwohl,“ erwidert Bouchenot, indem er sich bemüht, sich eine interessante Miene zu geben.

„Abermals... der Teufel... das passirt Ihnen oft! Aber Montmartre ist groß, Sie brauchten deßhalb nicht ohne uns nach Paris zurückzugehen. Hören Sie, Herr Bouchenot, Ihr Betragen ist nicht natürlich; Sie haben Geheimnisse, Mysterien... ich weiß nicht was, nur so viel ist gewiß, daß Sie Etwas haben.“

„Ich habe zuweilen Bauchgrimmen, Fräulein, und sonst nichts,“ entgegnete Bouchenot übellaunig.

„Sonderbar,“ versetzt Timotheus, „Du warst doch sonst nicht damit behaftet.“

„Die Naturen können sich ändern; darin liegt nichts Außerordentliches.“

„Diese Lustpartie war nicht sehr angenehm,“ nimmt Cölina wieder das Wort; „im Theater, auf

dem Lande, überall spielen Sie uns denselben Streich. Das ist recht langweilig, einen Liebhaber zu haben, der wie toll davon rast, wenn man es am wenigsten erwartet."

Prudentia verabschiedet sich von ihrer Freundin, und Timotheus bietet wie gewöhnlich dem Mädchen seine Begleitung an. Als sich Bouchenot allein mit Cölina sieht, sucht er das Gespräch wieder anzuknüpfen.

„Ihr kommt also gerade von Montmartre her?"

„Hätten wir tanzen sollen, ohne zu wissen, was aus Dir geworden ist?"

„Und Prudentia hatte also ihren Hund wieder gefunden?"

„Ja."

„Habt ihr den Hund mitgebracht?"

„Haben Sie denn nicht gehört, was sie gesagt hat? Der Mann, dem er jetzt gehört, gab ihn nicht zurück; er behauptet, er habe ihn für sechs Franken gekauft."

„Ah, er hat ihn gekauft! Was war es denn für ein Mann?"

„Ein recht grober, wie es schien. Er gab sich für einen Weinhändler aus."

„Weinhändler! in welcher Straße? hat er seine Adresse genannt?"

„Ach mein Gott! nein."

„Und hat er den Hund wieder mit sich genommen?"

„Versteht sich. Wahrhaftig, ich bin viel zu gut, Ihnen auf alle diese erbärmlichen Fragen zu antworten; was ist denn Besonderes daran? Statt sich um mich zu bekümmern und mich wegen Ihres unhöflichen Betragens um Verzeihung zu bitten, denken Sie nur an Prudentia's Hund. Ei, mein Gott, Sie hätten ihm nachlaufen sollen, wenn er Ihnen so wichtig ist."

Bouchenot schweigt; er denkt über die Sache nach

und es wird ihm allmählig klar, daß er abermals wieder eine unnöthige Furcht gehabt habe und thörichter Weise vor Schnauzer geflohen sei. Er nimmt sich vor, daß er sich nicht mehr so benehmen wolle und schläft mit dem Entschlusse ein, künftig nicht mehr so einfältig feig zu sein.

Tags darauf sagt Bouchenot, nachdem er sich mit Cölina ausgesöhnt hat, in tragischem Tone zu dieser: „Theure Freundin, unsere schönen Tage sind vorüber: wir haben die Schale der Wollust ausgetrunken und unsere guten Bissen verzehrt, jetzt müssen wir den Kelch der Bitterkeit leeren."

„Was soll das heißen?" fragt die kleine Coloristin, ihren Geliebten erstaunt anblickend.

„Das soll heißen, daß ich keinen Heller mehr habe und demzufolge bei meinem Freunde Heinrich Jumières eintreten muß; jetzt muß ich arbeiten wie ein Besessener, um ein Paar elende Thaler zu verdienen, und kann meine Zeit nicht mehr damit zubringen, Dir die Cour zu machen und Dich spazieren zu führen."

„Wenn Dich das betrübt," versetzt Cölina, „so hast Du sehr unrecht: das Arbeiten ist nicht langweilig, im Gegentheil, ich war früher, als ich nichts Anderes wie spazieren gehen, mich unterhalten, kurz nutzlos leben wollte, auch Deiner Ansicht, seit ich mich aber der Arbeit hingegeben, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß das Vergnügen weit größer ist, wenn man es nicht immer hat. Ich habe Dich, seit Du bei mir bist, mehrmals gähnend, gelangweilt, schläfrig gesehen, weil Du nicht wußtest, wie Du Deine Zeit todtschlagen solltest. Wenn Du arbeitest, wird dies nicht der Fall sein; dann werden Deine Stunden schnell vergehen und Du Dich weit besser unterhalten, wenn Du Muße dazu hast. Auch ist Dein Freund Heinrich kein Tyrann, Du wirst mich alle Tage oder wenigstens häufig besuchen können,

und vielleicht wird Deine Liebe, die nach und nach etwas erkaltet, wenn Du nicht mehr immer bei mir bist, einen neuen Aufschwung bekommen."

„Meine liebe Cölina, Du sprichst wie Bossuet, und obgleich ich mich nie in Deiner Nähe gelangweilt, wie Du zu meinen scheinst, will ich mich bestreben, mir noch mehr darin zu gefallen, weil es weniger vorkommen wird. Ich gehe von hier aus direkt zu Heinrich und kündige ihm an, daß ich nun zu seiner Verfügung stehe. Wenn er mir übrigens noch einige Tage freiläßt, so nehme ich sie an, da man das Vernünftigwerden so lange als möglich verschieben muß; das ist mein Grundsatz. Ach, Cölina, sag' was Du willst, ich bin der Ansicht, ein bereits erworbenes Vermögen sei mehr werth als ein noch zu erwerbendes."

„Wenn man aber noch keines erworben hat, so muß man sich Mühe geben, es dahin zu bringen."

„Wie soll ich es angreifen? Ich habe mir sagen lassen, das Glück komme im Schlafe über uns, und so hätte ich es gerne erwartet; aber es scheint mir, daß ich am Ende zu lange schlafen müßte, und deßhalb will ich meinen kaufmännischen Freund aufsuchen."

Bouchenot begibt sich in der That zu Heinrich, den er am Geschäft trifft; der junge Handelsmann stößt bei seinem Anblick einen Schrei der Verwunderung aus.

„Ach, kommst Du endlich, Bouchenot?"

„Ja, mein Lieber, hier bin ich."

„Beim Kuckuk, das ist mir recht!"

„Ich habe allerdings ein wenig gezögert, aber, lieber Gott, es ging mir eine kleine Summe ein, worauf ich nicht mehr zählte, und ehe ich mein Betragen änderte und mich ganz der Arbeit hingab, dachte ich, wolle ich mich noch ein Bischen amüsiren."

„Du heißt das ein Bischen? Ich erwarte Dich schon seit beinahe zwei Monaten."

„Glaubst Du, daß es schon so lange ist?“

„Wie wäre es, wenn ich die für Dich bestimmte Stelle, weil Du nicht kamst, einem Andern übertragen hätte?“

„Dann... warte ich eben, bis eine andere aufgeht.“

„Sei beruhigt, dies ist nicht geschehen. Ich habe immer gehofft, Du werdest endlich kommen, und deßhalb keinen andern Commis angestellt, obwohl mich die Last der Geschäfte zuweilen fast erdrückte. Doch, wenn man Tag und Nacht unermüdlich arbeitet, kann man schon Etwas leisten.“

„Ja, wahrhaftig, wenn man unermüdlich arbeitet, aber das muß das Blut erhitzen!“

„Sei ganz getrost, wenn wir unser Zwei sind, ist es nicht so arg. Es bleibt Dir noch Zeit übrig, Deine Geliebte zu besuchen.“

„Ach, das ist mir sehr lieb, denn ich habe ein recht hübsches Mädchen, und ich gestehe Dir, ich bin eifersüchtig wie ein Tiger; es ist mir daher angenehm, wenn ich sie ein wenig überwachen kann.“

„Ich bin nicht eifersüchtig, ich bin der Liebe meiner Pauline gewiß, und doch ist sie auch sehr verführerisch!... Sage mir, Bouchenot, kennst Du sie, hast Du sie gesehen?“

„Deine Geliebte? ist es nicht das junge Frauenzimmer, welches im Vaudeville-Theater am Abend der ersten Vorstellung von Georgs Stück vor Dir saß?“

„Dieselbe. Nun?“

„Sie schien mir reizend, aber Du weißt wohl, daß man im Theater von der Entfernung nicht genügend urtheilen kann.“

„O, Du sollst sie kennen lernen: Du wirst Dich überzeugen, daß sie eben so liebenswürdig als brav und hübsch ist. Schau', heute noch kann ich Dich Paulinen vorstellen.“

„Heute noch?“

„Ja. Bist Du heute Abend nicht versagt?“

„Nein, da ich mich ja zu Deiner Verfügung stellte.“

„Heute ist es zu spät, in's Geschäft einzutreten; Du kannst Morgen den Anfang machen.“

„Das ist mir um so lieber, besonders da ich ein wenig Kopfschmerz habe.“

„Aber heute Abend führe ich Dich, wenn es Dir recht ist, in ein Haus, wo wir Pauline und ihren Vater treffen: zu Madame Merlier, einer sehr gebildeten Dame, derselben, die mit uns im Theater war.“

„Ach, ganz gut! ich kenne Madame Merlier nicht.“

„Sie ist mir sehr gewogen, und wenn ich Dich einführe, wirst Du sicher gut aufgenommen. Ich brauche Dir hoffentlich nicht zu sagen, daß es ein Haus ist, wo man sich anständig betragen muß.“

„Sei doch beruhigt! Glaubst Du, ich werde bei meiner Ankunft einen Nachttopf verlangen?“

„Diese Antwort lautet nicht sehr befriedigend.“

„Geh', geh'! ich will Dir nur beweisen, daß ich mich sehr gut in gebildeter Gesellschaft zu benehmen weiß. Wenn man Dich hörte, könnte man glauben, ich sei nie in andern als in schlechten Häusern gewesen!“

„Das will ich eben nicht sagen, aber Du wirst doch unter uns zugeben, daß Du seit einiger Zeit bloß mit Grisetten verkehrst.“

„Ich konnte, beim Kuckuk, wenn ich während einer ganzen Woche nicht mehr als sechs Sous in der Tasche hatte, nicht oft auf den Balcon des italienischen Theaters oder des Opernhauses gehen. Aber ich wiederhole es Dir, Du wirst zufrieden mit mir sein. Was treibt man bei dieser Madame Merlier?“

„Man unterhält sich, musicirt, spielt Bouillotte oder Ecarté.“

„Ganz gut ... Du mußt mir einiges Geld zum Spiel vorstrecken, denn ich habe keines mehr.“

„Mit Vergnügen. Ich sage Dir aber, man spielt nicht hoch.“

„Nimmt man in der Gesellschaft Etwas zu sich?“

„Ja, man servirt Mandelmilch und Zuckerwasser.“

„Ah, der Teufel! das steigt einem nicht in den Kopf. Doch, einerlei, ich nehme, was man mir gibt.“

„Du mußt Dich sorgfältig ankleiden.“

„Ja, ja, das heißt, ich bleibe, wie ich bin, weil ich nichts Anderes habe. Ich wette, ich mache eine Eroberung bei Deiner Madame Merlier. Sag', kommen auch genießbare Damen hin?“

„Ach, Bouchenot, ich wiederhole es Dir, ich führe Dich in gute Gesellschaft, und wenn Du bereits solche Gedanken hast ...“

„Ich meine, daß gerade in guter Gesellschaft die Männer galant sein müssen. Gehörten die Richelieu's und die Grammonts nicht zur guten Gesellschaft? Dies hinderte sie keineswegs, den Damen die Cour zu machen. Uebrigens verlasse Dich darauf, Du wirst zufrieden mit mir sein. Ich will mich so tugendhaft stellen wie ein Puritaner.“

„Hole mich um sechs Uhr ab; wir wollen miteinander zu Mittag essen und uns dann in das Haus begeben, wo ich Dich vorstellen will.“

„Ganz gut, ich werde mich pünktlich einfinden.“

Bouchenot kehrt zu Cölina zurück, betrachtet sich im Spiegel, bindet ein anderes Halstuch um, reißt fünfmal den Knoten auf, bis er recht ist, worüber sich die kleine Coloristin ärgert, welche behauptet, ihr Geliebter brauche nicht so schön zu sein, wenn er ohne sie in Gesellschaft gehe. Endlich verläßt er sie und geht bis zu dem Augenblicke, wo es Zeit ist, sich bei Heinrich einzufinden, mit dem Gedanken spazieren: „Ich darf wohl heute noch ein Bischen herumschlendern, denn es wird mir lange nicht mehr vergönnt sein.“

Heinrich führt seinen Freund zum Mittagessen in ein Gasthaus, und nach einer Mahlzeit, wobei sie, wie Bouchenot behauptet, zu mäßig getrunken haben, lenken

sie ihre Schritte nach dem Marais und machen in der Bretagne-Straße Halt, wo Madame Merlier wohnt.

Sie treten durch ein großes Hofthor ein und gehen eine hohe Treppe mit vielen steinernen Stufen hinauf, deren eisernes Geländer auf dicken hölzernen Säulen ruht.

„Wenn die Gesellschaft, in welche Du mich einführst, eben so alt ist als das Haus," sagt Bouchenot zu Heinrich, „so werde ich mit dem Adel aus König Pepins Zeiten zusammentreffen."

„Bouchenot, Du weißt, was Du mir versprochen hast!"

„Sei unbesorgt; dieses alterthümliche Haus flößt mir eine solche Ehrfurcht ein, daß ich mich bereits von Kopf bis zu Fuß gealtert fühle; ich werde nur von der Geschichte der alten Zeit sprechen."

„Es wird gut sein, wenn Du Dich Etwas zusammennimmst. Da sind wir schon."

Ein Diener macht den Herren die Vorthüre auf und Bouchenot murmelt, während er durch das Vorzimmer geht: „Ein männlicher Bedienter . . . potz Kuckuk! sehr nobel; aber zwei Köchinnen wären mir lieber."

„Der Diener öffnet die Salonthüre und meldet, nach dem, was ihm Heinrich gesagt hat: „Die Herren Jumières und Bouchenot."

Heinrich geht voran und Bouchenot folgt ihm in einen ungeheuren Salon, worin sich bereits viele Menschen befinden. Madame Merlier, eine etwa fünfzigjährige Frau mit anmuthigen, gebildeten Manieren, tritt den Herren entgegen. Heinrich nimmt Bouchenot bei der Hand und stellt ihn der Herrin des Hauses als einen seiner besten Freunde vor. Madame Merlier richtet einige liebenswürdige Worte an Bouchenot, und da dieser keine passende Antwort finden kann, läßt er es dabei bewenden, sich steif und tief vor ihr zu verbeugen.

Heinrich hat seine Pauline bemerkt und verläßt den Freund schnell, um zu seiner Geliebten zu eilen. Madame Merlier empfängt andere ankommende Personen und Bouchenot sieht sich inmitten eines ungeheuren Kreises von Damen jeden Alters, hinter welchen sich die Männer mit einander unterhalten und auf und ab gehen, allein in dem Salon. Er fühlt sich außerordentlich unheimlich. Wenn Feuer im Kamin gewesen wäre, hätte er sich auf die Gefahr hin, seine Waden zu verbrennen, davor gestellt, um eine Haltung anzunehmen. Aber ein Ofenschirm bedeckt den Kamin; vor diesen kann er sich nicht wohl stellen, ohne sich lächerlich zu machen. Er würde sich gerne gesetzt haben und hat deßhalb sehnliche Blicke um sich geworfen, allein alle Stühle sind besetzt und das Schlimmste ist, daß zwei eben eingetretene Damen sich so vor den Kreis gestellt haben, worin sich Bouchenot befindet, daß ihm kein Ausgang mehr übrig bleibt. Er sieht sich also in der Mitte des Saales umringt und fällt der ganzen Gesellschaft in's Auge.

„Sapperlot, ich muß aussehen wie ein Obelisk!" denkt er, seinen Hut hin und her drehend, und bald von dem rechten unter den linken, bald von dem linken unter den rechten Arm nehmend, als ob er hätte Künste damit machen wollen. „Wenn Jemand sich einbildet, ich amüsire mich inmitten dieses Zirkels, der täuscht sich gewaltig! Und dieser Heinrich, der mich da stehen läßt, während mich alle diese Weibsbilder anstarren. So geht es Einem, wenn man nicht mehr an den Umgang mit guter Gesellschaft gewöhnt ist! man ist ganz dumm, ganz blödsinnig. Es ist mir, als ob meine Nase um ein Dritttheil aufgeschwollen wäre. Allein Muth gefaßt, keck, sicher, ungenirt!"

Und um ungenirt auszusehen, setzt Bouchenot seinen Hut auf und trällert ein Liedchen vor sich hin; doch bald bemerkt er, daß ihn einige Damen erstaunt anblicken und mehrere Herren, die nicht wußten, was

das bedeuten sollte, ihn höhnisch betrachteten; er wird purpurroth und steckt seine beiden Hände in die Hosentaschen, um sich eine akademische Stellung zu geben.

Glücklicher Weise wirft Heinrich einen Blick auf seinen Freund, nähert sich ihm hastig, den Kreis durchdringend, und raunt ihm in's Ohr: „Unglücklicher, was fällt Dir ein? Willst Du Deinen Hut vom Kopfe herunter thun! Wie, in einem Salon, in Gegenwart dieser Damen wagst Du es, Dich zu bedecken?“

„Ach, mein Gott, es ist richtig,“ erwidert Bouchenot, lebhaft seinen Hut herunternehmend, „ich dachte nicht mehr daran, ich glaubte mich in der Tabakstube.“

„Willst Du schweigen!“

„Ja, ich wollte sagen, ich glaubte mich im Kaffeehause. Warum läßt Du mich auch in diesem Saale, wo ich Niemand kenne, allein? Was soll ich denn für ein Gesicht machen? Alle diese Damen gaffen mich an, das bringt mich außer Fassung; ich weiß auf Ehre nicht mehr, wie ich den Mund zusammenklemmen soll.“

„Klemme ihn gar nicht zusammen, das ist weit besser.“

„Du hast gut reden ... ich muß doch eine Miene annehmen, ein Lächeln ausdrücken, denn ich sehe, daß die Gesellschaft nicht aus lauter alten Leuten besteht, es sind auch junge da; es ist gemischt, sehr gemischt hier.“

„Still, sprech' doch nicht so laut.“

„Ich sage ja nichts Dummes; bleib' bei mir, ich bitte Dich.“

„Ich werde Dich gleich nachher meiner Pauline vorstellen.“

„Ach ja, befreie mich aus diesem Kreise; Du wirst mich sehr dadurch verbinden.“

„Siehst Du den alten Herrn, der in jener Ecke dort mit Jemand spricht?“

„Den kleinen, häßlichen, dürren, runzeligen?“

„Still! das ist Herr Giraumont, Paulinens Vater.“

„Ah, das ist Herr Giraumont . . . der Teufel! der ist sehr häßlich, und seine Frau muß, da sie ihn mit einer so hübschen Tochter beschenkt hat, irgendwo ein Absehen genommen haben oder sonst...“

„Bouchenot, ich bitte Dich, erlaube Dir keine solche Scherze über Personen, die mir achtungswerth sind.“

„Mein Gott, ich soll nicht scherzen, nicht singen, den Mund nicht einklemmen, ich muß also wie eine Statue hinstehen, wenn ich der gebildeten Gesellschaft gleichen will!“

Heinrich wollte eben seinem Freunde antworten, als ihm eine Dame rief: er eilt zu ihr hin, und Bouchenot sieht sich abermals allein in dem Kreise und weiß nicht, wie er sich aus demselben entfernen soll. Endlich entschließt er sich doch, sich an den Kamin anzulehnen, indem er seine Frackflügel auseinanderbreitet, als ob er sich wärmen wollte, und um vor langer Weile nicht zu verzweifeln, horcht er auf das Gespräch der vor ihm sitzenden Dame.

„Madame, ich habe seit einiger Zeit Unglück,“ sagt eine kleine bejahrte Dame zu ihrer Nachbarin, „es ist erstaunlich, wie es mich verfolgt.“

„Sind Sie gestern wieder schlecht weggekommen, Madame Gimblanc?“

„Sehr schlecht! Wenn es so fortgeht, muß ich das Spielen aufgeben.“

„Haben Sie im Bouillottespiel verloren?“

„O nein, pfui! dieses Spiel ist mir zuwider, es ist zu treulos und geht zu hoch. Ich habe gestern Boston gespielt und wieder neunzehn Sous achtunddreißig Marken verloren.“

„Ah, Sie spielen die Marke zu zwei Liards! das ist hoch.“

„Mein Gott, das gefährliche Spielen ist jetzt Mode; es ist freilich langweilig.“

„Hoffentlich werde ich keine Partie mit diesen Damen machen müssen," spricht Bouchenot bei sich. „Das müßte unterhaltend sein, den Abend mit diesen alten Köpfen zuzubringen und ihnen sechs Pfennige abzugewinnen, nein, das ist mir zu vornehm. Ich will andern zuhören."

„Sie müssen meine Tochter größer finden," sagt eine Dame zu der neben ihr sitzenden, „denn Sie haben sie schon lange nicht mehr gesehen."

„Ja, ich glaube, daß sie ein wenig gewachsen ist."

„Ein wenig? Um acht Linien in sieben Monaten! das ist ungeheuer, und ich bin meiner Sache gewiß, denn ich habe sie gemessen, als sie in ihre Pension ging, und gestern wieder, wie sie zurückkam."

„Die kleine Durieux ist auch gewachsen . . . ich glaube, sie ist jetzt so groß wie Ihre Tochter."

„O nein, sie ist um einen halben Zoll kleiner, ich weiß es bestimmt, ich habe gestern beide gemessen. Meine Tochter wird sehr groß werden; sie hat sich seit einem Jahre erstaunlich entwickelt, ich sehe es an ihren Kleidern."

„Die kleine Durieux bekommt, glaube ich, eine recht hübsche Gestalt!"

„Meine Tochter ist schlanker; ich habe sie vorgestern gemessen."

„Die Kinder verändern sich übrigens oft; es gibt, die erst spät zu wachsen anfangen; man kann nicht zum Voraus bestimmen, wie sie werden."

„O, entschuldigen Sie, man sieht es an der Länge ihrer Finger, ob sie eine lange Taille bekommen. Die Finger meiner Tochter sind länger als die aller Pensionäre ihres Alters."

„Es scheint, diese Dame mißt Alles," denkt Bouchenot, sich abwendend. „Wenn sie mich gemessen hätte, seit ich in dem Salon stehe, so bin ich überzeugt, würde sie mich um Vieles kleiner finden, denn es ermüdet mich bedeutend, immer auf einem

Fleck zu stehen. Ah, dort ist ein Stuhl leer; Gott sei Dank, den nehme ich ein."

Bouchenot setzt sich mitten in den Kreis. Links neben ihm sitzt eine kleine, außerordentlich geputzte, überladene bejahrte Dame, deren Hals, Ohren und Finger mit Diamanten bedeckt sind und die immer mit dem Kopfe schüttelt; zu seiner Rechten ein großes Frauenzimmer in mittlerem Alter, die häufig mit einem gewissen Stolze ihre Zungenspitze herausstreckt.

Bouchenot richtet einige Worte an die kleine Alte, um ein Gespräch anzuknüpfen; aber man antwortet ihm nur durch Lächeln und Kopfschütteln.

„Ist diese Dame vielleicht stumm oder taub?" denkt Bouchenot; „das würde mich wundern! Ich muß es noch einmal versuchen; sie scheint mich doch zu verstehen."

Und sich gegen das Ohr der Dame vorbeugend, sagt er mit lauterer Stimme zu derselben: „Madame werden wahrscheinlich Ihr Spielchen machen; in Ihrem Alter hat man seine Freude daran. Was soll man sonst in Gesellschaft thun; Madame tanzen sicher nicht mehr."

Die kleine Alte lächelt, wackelt mit dem Kopfe und erwidert mit einem hellen, zitternden Stimmchen: „Ich habe heute zweimal Kaffee getrunken, und wenn ich recht brav bin, bekomme ich morgen wieder."

Bouchenot rückt mit seinem Stuhle zurück und macht große Augen, während er sich besinnt, ob diese Dame wohl taub sei oder ihn verhöhne. Aber ein hinter ihm sitzender junger Mann, der sein Erstaunen bemerkt, sagt lächelnd zu ihm: „Sie werden sich Mühe geben müssen, mit Madame Courtivaud sich zu unterhalten, denn sie ist kindisch."

„Ei, das ist herrlich!" ruft Bouchenot aus, „ich wollte gerne mit Jemand sprechen: ich habe mich gleich an die rechte Person gewendet! Was thut man aber in solchem Zustande in Gesellschaft?"

„Man setzt Madame Courtivaud bisweilen an's Boston. Sie ist so sehr an dieses Spiel gewöhnt, daß ihr trotz ihres mangelnden Gedächtnisses ihre Augen genügen, eine Partie mitzumachen; übrigens ist sie oft zerstreut.“

„Es muß sehr unterhaltend sein, mit ihr zu spielen.“

„Nehmen Sie sich in Acht, wenn man Ihnen eine Bostonpartie mit Personen, die Sie nicht kennen, vorschlägt. Letzthin befand ich mich in Gesellschaft dreier Damen, wovon eine Madame Courtivaud, die kindisch ist und häufig Schippen statt Herz ausspielt, die andere taub war, und die dritte jedesmal, während man die Karten gab, einschlief; wir brauchten vierthalb Stunden, um zwei Spiele zu machen.“

„Sie sind geduldig; beim zweiten Verstoße hätte ich, ich stehe Ihnen dafür, die Karten sammt den Kerzen und dem Tische zusammengeworfen.“

Bouchenot hat sich dem jungen Manne zugewendet, mit dem er gerne noch länger gesprochen hätte, aber dieser steht auf, um sich mit Damen zu unterhalten, und Bouchenot sieht sich gezwungen, seiner großen Nachbarin zur Rechten zuzuhören, welche gerade zu einer andern Dame sagt: „Ich liebe nur, was schön und gut ist. Sehen Sie, Jedes hat seinen eigenen Geschmack ... mein Mann verdient viel Geld, er kann verdienen, so viel er nur will, er hat große Geschäfte und spekulirt; meiner Treu', denke ich dann bei mir, warum entbehren, was Vergnügen macht? — Wenn ich Etwas kaufe, so kaufe ich immer das Beste, etwas Schlechtes verachte ich... wir leben gut, sehr gut; es wäre meinem Manne unmöglich, bloß mit zwei Gerichten zu Mittag zu essen, er muß immer wenigstens vier und einen Nachtisch haben; er wäre ganz unglücklich und es fehlte ihm Etwas, wenn er ohne Nachtisch essen müßte. Aber wozu entbehren, wenn man viel Geld verdient?“

„Diese Dame wird es noch dahin bringen, daß

man sie bestiehlt," denkt Bouchenot. „Ei, wird mich Heinrich wohl den ganzen Abend mir selbst überlassen? Aha, der Kreis öffnet sich endlich; jetzt will ich es versuchen, meine Beine in Bewegung zu setzen.

Bouchenot steht auf und lenkt seine Schritte seinem Freunde zu, der hinter Paulinen sitzt und derselben bisweilen ein verliebtes Wörtchen zuflüstert.

„Höre, Heinrich, Du läßt mich dort drüben ganz allein, wenn Du vielleicht glaubst, ich unterhalte mich..."

Heinrich unterbricht Bouchenot eilends und stellt ihn Fräulein Giraumont mit den Worten vor: „Erlauben Sie mir, Fräulein, Ihnen einen meiner Freunde vorzustellen, der Theilhaber meines Geschäftes sein wird. Morgen tritt er bei mir ein, und ich hoffe dann etwas mehr freie Zeit zu haben, um ... meine Bekannten zu besuchen."

Pauline lächelt freundlich, indem sie zu Bouchenot sagt: „Herr Heinrich hat mir schon oft von Ihnen erzählt, Herr Bouchenot. Er war sogar in Sorgen um Sie, weil er so lange keine Nachricht von Ihnen erhielt."

„Der gute Heinrich," erwidert Bouchenot; „o, er ist ein wahrer Freund, wir lieben uns auch Beide sehr... er hat mir schon oft Geld geliehen . . . ich wollte sagen, wir haben uns schon oft bei Gelegenheit Dienste geleistet, und wenn er Hochzeit hat, will ich sicher meine Beine rühren."

Das junge Mädchen schlägt erröthend die Augen nieder, und Heinrich gibt Bouchenot einen Stoß und sagt leise zu ihm: „Spricht man auch von solchen Dingen; Du bist recht rücksichtslos."

„Ach, ich glaubte, die Sache sei unter euch abgemacht; man weiß doch nie, was man hier sagen soll."

„Ich habe alle Hoffnung... Pauline liebt nur mich, ihr Herz gehört mein."

„Nun, dann ist es ja im Reinen."

„Aber ihr Vater besteht darauf, daß man reich sein oder ein glänzendes Geschäft haben müsse.“

„Man ladet ihn deßhalb zu einem Frühstück ein und macht ihn betrunken, dann gibt er seine Einwilligung.“

„O nein, so darf man mit Herrn Giraumont nicht verfahren, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Nur durch Fleiß und ein tadelloses Betragen kann ich mir die Hand seiner Tochter erwerben.“

„Ich werde bestimmt nie sein Eidam.“

„Spielen Sie vielleicht Bouillotte, mein Herr?“ fragt Madame Merlier Bouchenot.

„Ja, Madame. O, mit dem Bouillottespiel habe ich manche Nacht zugebracht.“

„Hier ist ein Platz frei; nehmen Sie eine Karte, wenn Sie anfangen wollen.“

„Recht gerne, Madame.“

Madame Merlier entfernt sich und Bouchenot nähert sich Heinrich, indem er leise zu ihm in's Ohr sagt: „Ich will spielen, schiebe mir heimlich Geld zu, ohne daß man es bemerkt; wir haben vergessen, es vorher zu thun.“

„Ach, es ist richtig . . . hier.“

„Du gibst mir bloß zwanzig Franken?“

„Das ist mehr als Du brauchst, da ich Dir ja sage, daß man nicht hoch spielt. Man setzt bloß dreißig Sous.“

„Nun, es ist einerlei, wenn ich kein Geld mehr habe, gebe ich Dir ein Zeichen.“

Damit geht Bouchenot auf den Bouillottetisch zu und denkt: „Wenn ich nur nicht mit Madame Courtivaud, der Dame, die einschläft, und der Tauben spielen muß. Zwar wenn die kleine Courtivaud wollte, so würde ich ihre Diamanten mit ihr herausspielen.“

Bouchenot spielt schon einige Zeit Bouillotte. Er wagt das Geld seines Freundes, gewinnt und findet allmählig, daß man sich bei Madame Merlier unter-

halten könne, als die Salonthüre aufgeht und der Diener Herrn Mortandal meldet.

Ein schöner, elegant gekleideter Herr tritt ein und begrüßt die Gebieterin des Hauses, welche ihn besonders höflich empfängt.

Bouchenot, der den Kopf erhoben und zufällig einen Blick auf die eintretende Person geworfen hat, fühlt einen Schauer durch seinen Körper rieseln, als er den Herrn erkennt, den er schon im Vaudeville-Theater gesehen hat.

„Was machen Sie denn?“ fragt einer der Bouillottespieler Bouchenot; „Sie geben ja Jedem von uns vier Karten . . .“

„Ach, entschuldigen Sie, mein Herr, ich glaubte Billard zu spielen.“

„Billard!“ ruft der Spieler lachend aus.

„Nein, Piquet, oder kurz, ich wußte nicht mehr, was ich spielte.“

Bouchenot hat den Kopf verloren: der Anblick des eben angekommenen Herrn hat ihn in Schrecken versetzt; er macht zweimal eine Bewegung, als ob er aufstehen wollte, denn er hat große Lust, sich zu entfernen, allein er thut sich Gewalt an und beschwichtigt seine Angst.

„Nun,“ denkt er, „was soll das heißen, weßhalb fürchte ich diesen Mann; er wird mich nicht fressen. Außerdem muß er sich fürchten und nicht ich; ich bin ein Dummkopf. Was würde man von mir halten, wenn ich durchginge? was dächte Heinrich? Ich muß mich fassen, eine Miene annehmen, wie wenn er mir unbekannt wäre, denn ich bin gewiß, er wird es auch so machen... ich will beim Spiele bleiben und mich bloß mit meinen Karten beschäftigen.“

Trotz aller Anstrengungen Bouchenots, ruhig zu scheinen, war er doch nicht mehr bei seinem Spiele. Er hebt die Karten ab, ehe man ihn dazu auffordert, hält, wenn er passen will, und paßt mit drei

gleichen Karten. Bald nimmt seine Zerstreuung noch zu, denn er lauscht aufmerksam einem neben ihm gehaltenen Gespräche zu.

„Wer ist denn dieser Herr Mortandal? Madame Merlier scheint ihn sehr zu schätzen?" fragt ein junger Mann seinen Nachbar.

„Ach, mein Lieber, es ist ein sehr reicher Herr. Er ist aus Marseille gebürtig, von wo er vor etwa zehn Jahren nach Paris kam, um eine Stelle als Commis in einem Handlungshause anzutreten, und jetzt hat er ein Haus in Paris, ein Landhaus, hält Equipage, kurz, er ist unermeßlich reich."

„Wie ist er denn zu diesem Vermögen gekommen?"

„Durch den Handel; er macht großartige Unternehmungen und es gelingt ihm, wie es scheint, Alles; er verdient viel Geld. Diesem verdankt er auch, daß man ihn überall empfängt."

„Sie spielen aus, mein Herr!" sagt einer der Mitspielenden bereits zum drittenmal zu Bouchenot, und dieser erwacht endlich, ganz mit dem beschäftigt, was er über den Marseiller hört, aus seiner Lethargie, und bemüht sich, auf sein Spiel zu achten.

„Er verdient viel Geld," spricht er während dessen bei sich, „er hält Equipage, er ist unendlich reich! Ich glaube es wohl, beim Kuckuk! Wenn man aber wüßte, wie er zu seinem Vermögen kommt!... ich weiß es, darf es aber nicht sagen. Ich bin doch ein komischer Kauz! ich möchte mich gerne ungesehen davon machen. Ach, mein Gott! ich glaube, der Mann hat mich gesehen und erkannt; vielleicht entfernt er sich, das wäre mir recht."

Aber statt daß sich Herr Mortandal, der Bouchenot aufmerksam betrachtet hat, entfernt, neigt er sich gegen Madame Merlier hin und scheint einige Fragen an diese zu richten. Nach einer Weile nähert er sich dem Bouillottetische und stellt sich gerade dem gegenüber, den er ebenfalls erkannt hat.

„Welche Frechheit," denkt Bouchenot in seinem Sinn, „er stellt sich vor mich, vor meine Augen hin und trotzt mir... ich strenge mich umsonst an, ruhig zu scheinen... es ist mir sehr unbehaglich... ich muß in diesem Augenblick verdammt dumm aussehen."

In kurzer Zeit wird einer der Plätze am Bouillottetische frei; Herr Mortandal nimmt ihn ein und sitzt somit als Mitspielender neben Bouchenot. Dieser kann seine Bestürzung nicht mehr bemeistern, obgleich ihn der Marseiller anzulächeln scheint und in einem sehr höflichen Tone mit ihm spricht.

„Mein ganzes Spielgeld, mein ganzes Spielgeld!" schreit Bouchenot, wirre Blicke um sich werfend. Diese Manier zu spielen erschreckt anfangs die Personen, welche die Partie mit ihm machen, bald aber gehen sie darauf ein: sie halten auf den Einsatz und Bouchenot verliert all sein Geld.

„Wie, mein Herr, Sie setzen auf zwei Achter und eine Dame!" sagt der Marseiller, Bouchenot sonderbar anblickend.

„Ja, mein Herr," entgegnet dieser aufstehend und den Tisch verlassend, „so spiele ich Bouillotte . . . ein Jeder hat seine eigene Manier."

„Ich bezweifle, daß dieser Herr oft gewinnt," sagt einer der Spieler, als Bouchenot sich entfernt hat.

„Ich glaube, es war dem Herrn unwohl und er wollte austreten," sagt ein Anderer, „denn seit längerer Zeit war er durchaus nicht mehr bei dem Spiele."

Der Marseiller spricht nichts, aber er dreht langsam den Kopf, um nach der Thüre zu sehen, die hinter Bouchenot zugefallen, welcher, nachdem er den ersten besten Hut ergriffen, der ihm unter die Hände gekommen, sich sachte hinausgeschlichen hatte und fortgegangen war.

Zweites Kapitel.

Ein unerwartetes Einkommen.

„Nun," beginnt Cölina, als Bouchenot in ihr Zimmer tritt und sie seine Blässe, seine Verstörtheit, überhaupt seine Aufregung gewahr wird, „nun, lieber Freund, was ist Dir denn heute Abend begegnet? Warum siehst Du so niedergeschlagen, so verstört aus? Hast Du in der schönen Gesellschaft, für welche Du Dich so geputzt hast, Dein Bauchgrimmen wieder bekommen?"

„Ja," erwidert Bouchenot, auf einen Stuhl niedersinkend, „ich habe mich plötzlich sehr unwohl gefühlt und mich hastig entfernt."

„Aber weißt Du, daß ein so oft wiederkehrendes Uebel beunruhigend wird? Soll ich einen Arzt holen?"

„Nein, es ist überflüssig, ich befinde mich bereits wieder besser."

„Willst Du Etwas zu Dir nehmen?"

„Nein."

„O, dann bist Du gewiß krank, lieber Freund; das ist nicht Dein natürlicher Zustand."

„Cölina, seien Sie so gut und lassen Sie mich mit Frieden."

„Schau', dieser Hut hat ein weißes Futter und der Deinige ein schwarzes; das ist nicht Dein Hut."

„Sehr möglich, es kam mir auch unterwegs vor, als ob er mir etwas zu weit wäre."

„Wie, Du hast nicht bemerkt, daß Du einen andern Hut nahmst? Ich meine doch, ein weißes Futter sei gut von einem schwarzen zu unterscheiden."

„Wenn man Eile hat, sieht man nicht auf solche Dinge."

„Was trieb Dich denn zur Eile an?"

„Ich sage Dir ja, daß ich meine Bauchschmerzen wieder bekam."

Cölina schüttelt ungläubig den Kopf und mur-

melt: „Das ist Alles nicht natürlich; es steckt gewiß ein Geheimniß dahinter, welches man mir nicht anvertrauen will, und das ist sehr unrecht. Wem will man Zutrauen schenken, wenn man seiner besten Freundin keines schenkt, die Einem Beweise der aufrichtigsten Anhänglichkeit gegeben, Einen im Unglück geliebt hat, und sich bloß Reichthum wünschte, um ihn mit Einem zu theilen!"

Mit diesen Worten hat sich das junge Mädchen Bouchenot genähert, legt eine ihrer Hände auf seine Schulter und streicht mit der andern sanft sein Kinn, dann fährt sie mit flehender Stimme fort: „Mein kleiner Bouchenot, ich schwöre Dir, ich will sehr verschwiegen sein, aber sage mir, was Dich seit einiger Zeit quält, Deine Heiterkeit oft plötzlich in Traurigkeit verwandelt, Dich schweigen macht, wenn Du mitten im Reden bist, kurz, Deine ganze Stimmung mit einem Male ändert; nicht wahr, Du sagst es mir, ja, Du sagst es mir gewiß?"

„Cölina, thue mir den Gefallen und laß mich mit Frieden," entgegnet Bouchenot, seine Geliebte zurückstoßend.

Die kleine Coloristin entfernt sich verdrießlich, und Bouchenot sucht im Schlummer die Schrecken dieses Abends zu vergessen.

Tags darauf schmollte Cölina noch und Bouchenot machte seine Habseligkeiten in ein kleines Päckchen zusammen, um sie in Heinrichs Wohnung zu tragen, die nun auch die seinige werden sollte. Er ging langsam ans Werk, wie gewöhnlich, wenn es sich darum handelte, einen vernünftigen Entschluß zu fassen; aber seine Börse war leer, Cölina's Arbeit reichte bloß zur Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse hin, und er mußte sich somit entschließen, auch Etwas zu verdienen.

„So geht es!" ruft er aus, als er mit seinen Vorbereitungen fertig ist, „nun muß ich die Last des

Elends tragen. Das Arbeiten erschreckt mich zwar nicht, aber das thut mir weh, Cölina, daß ich Dich verlassen muß, ich war so glücklich bei Dir. Nun, Du antwortest mir nicht, Du grollst mir, Cölina?"

„Lassen Sie mich in Ruhe, mein Herr," erwidert die kleine Coloristin. „Gestern Abend haben Sie nicht mit mir sprechen wollen, jetzt will ich Ihnen kein Gehör geben. Wie du mir, so ich dir."

„Gestern war ich krank."

„Ja, wie ich, wenn ich tanze."

„Heute verlasse ich Dich, wollen wir uns in Händeln trennen?"

„Sie verdienen meine Liebe nicht."

„Doch, Du sollst es sehen. Sobald ich mir durch den Handel etwas erworben habe, und ich werde mir Mühe geben, daß es bald geschehe, lege ich die Früchte meiner Nachtwachen zu Deinen Füßen nieder."

„Wir wollen sehen. Nun, da Sie bei Herrn Heinrich wohnen, wird er Sie alle Abend in Gesellschaften und glänzende Reunions führen wie die gestrige."

„O, ich gehe nicht mehr mit, ich versichere Dich, ich will nicht mehr in jene schönen Gesellschaften, wo man Gott weiß welche Leute trifft. Ich sage es Dir wiederholt, bei Dir werde ich all' meine freien Augenblicke zubringen, und ich werde schon suchen, öfters solche zu haben; aber es ist schon spät, es hat bereits zwölf Uhr geschlagen und ich hätte mich bald bei Heinrich einfinden sollen. Adieu, liebe Cölina, ich will unten einen Commissionär nehmen, der mit dem Päckchen hinter mir hergeht, dann glaubt man, ich wolle auf einen Eilwagen sitzen."

„Soll ich Dein Päckchen tragen?"

„Nein, theure Freundin, nein, man muß die Schönheit nie zum Lastträger herabwürdigen. Ich habe noch fünfzehn Sous, diese reichen schon zur Bezahlung der Commission."

„Und Du willst Dich bei Deinen Freunden Georg und Timotheus nicht verabschieden?“

„Sie werden wahrscheinlich nicht auf mich gewartet haben; jedenfalls würden sie zanken, daß ich nicht früher fort sei, und das brauche ich nicht zu hören. Sie kommen ja zu mir, auf mein Bureau.“

Bouchenot küßt Cölina und schickt sich eben zum Weggehen an, als eine Stimme auf der Treppe ruft: „Herr Bouchenot, drei Sous, wenn es Ihnen gefällig ist.“

„Man fragt nach mir,“ ruft Bouchenot zitternd aus. „Sag', ich sei nicht zu Hause, sag', ich sei nicht zu Hause!“

Mit diesen Worten flüchtet sich Bouchenot in das kleine Gemach, welches als Küche dient, und will sich in seinem Schrecken unter das Küchenfaß verbergen, als ihm seine Geliebte nacheilt und schreit: „Aber was hast Du denn schon wieder? was ist Dir denn? Der Briefträger ruft Dir ja; hast Du ihn nicht klopfen und drei Sous begehren hören?“

„Der Briefträger? Du glaubst, daß es der Briefträger sei?“ entgegnet Bouchenot mit ängstlicher Miene.

„Freilich, er hat einen Brief für Dich, ich will ihn holen.“

„Einen Brief... von hier... an mich? Wenn es aber etwas Anderes wäre! Man sollte sich vorher überzeugen.“

Aber Cölina hört nicht mehr auf Bouchenot: sie ist schon in dem Hausgang und kommt bald mit einem Briefe in der Hand zurück.

„Siehst Du, daß ich mich nicht getäuscht habe, es ist ein Schreiben an Dich... hier!“

„Sonderbar!“ sagt Bouchenot, den Brief zur Hand nehmend; „ich erwarte von Niemand Nachricht, wer mag mir wohl schreiben?“

„O, ohne Zweifel ein Frauenzimmer, das ist leicht zu errathen.“

„Nein, es ist nicht die Schrift eines Frauenzimmers.“

„Warum denn nicht? Es gibt heutzutage, die so schön schreiben können wie gemalt. Es wird von irgend einer Schönen sein, deren Eroberung Sie in der gestrigen Gesellschaft gemacht haben, und die Ihnen ein Rendezvous gibt!“

„In der gestrigen Gesellschaft? O nein, ich glaube nicht, daß ich gestern Eroberungen gemacht habe.“

„Uebrigens hoffe ich, daß ich erfahren werde, was man Ihnen schreibt. Nun, schnell, machen Sie doch den Brief auf ... ach, wie lange hätte ich das Siegel schon aufgerissen.“

Bouchenot betrachtet und betastet den Brief: er scheint eine Explosion beim Eröffnen zu befürchten. Er kannte die Handschrift, welche, obgleich verstellt, doch schön geschrieben war, nicht. Endlich entschließt er sich, das Siegel zu erbrechen, entfernt sich aber vorher aus Cölina's Nähe mit den Worten: „Erlauben Sie, theure Freundin, der Inhalt kann von Etwas handeln, was die Frauenzimmer nichts angeht.“

„Schon gut, lesen Sie, aber ich muß ihn auch lesen, oder ich kratze Ihnen die Augen aus.“

Bouchenot zieht sich in eine Fenstervertiefung zurück, macht das Schreiben auf und der erste Gegenstand, der ihm in's Auge fällt, ist ein vierfach zusammengelegter Kassenschein, der darin liegt.

Mit einer gedankenschnellen Bewegung ergreift Bouchenot das Billet, rollt es in seiner Hand zusammen und steckt es, Cölina den Rücken zukehrend, ohne daß diese es bemerkt, in die Tasche. Dann liest er hastig den Brief, der keine Unterschrift hat und folgende Worte enthält:

‚Ich glaubte Sie nie wieder zu sehen, denn in dem Zustand, worin ich Sie das erste Mal sah, konnte ich keinen Mann in Ihnen vermuthen, der Zutritt in Gesellschaften hat; da wir uns aber wieder begegneten, hoffe ich, daß Sie dem uns glei-

steten Eide immer gleich treu bleiben werden. Ich habe Erkundigungen über Sie eingezogen und erfahren, daß Ihnen das Glück nie günstig ist, ich bitte Sie daher, inliegende tausend Franken anzunehmen. Sie werden nun künftig jeden Monat durch die Post fünfhundert Franken zum Lohn für ihre Verschwiegenheit erhalten.‘

Bouchenot hat den Brief gelesen, aber er heftet seine Blicke immer noch auf denselben; er scheint in Betrachtungen vertieft zu sein. Staunen, Freude und Furcht wechseln in ihm; er weiß nicht, ob er dem Geschehenen Glauben beimessen soll, und liest das anonyme Schreiben, dessen Verfasser er leicht errathet, noch einmal durch.

Cölina tritt ungeduldig, daß er so lange an seinem Briefe liest, hinter ihren Geliebten, neigt sich sachte über dessen Schulter und ruft aus: „Das Schreiben scheint groß zu sein, ich muß einmal sehen.“

Allein Bouchenot ballt den Brief in seinen Händen zusammen und verbirgt ihn hastig in seiner Tasche.

„Der Inhalt ist besonderer Art,“ sagt er, „er handelt von Familien-Angelegenheiten, die keinen Bezug auf mich haben . . . Sie können den Brief nicht lesen.“

„Ich darf diesen Brief nicht lesen!“ entgegnet die kleine Coloristin, vor Eifersucht und Zorn erblassend. „Ha, warum nicht gar, das wäre zu arg! Sie werden doch nicht glauben, ich begnüge mich mit dieser Antwort?“

„Sie werden wohl müssen. Ich wiederhole Ihnen, Cölina, der Brief handelt von Familien-Angelegenheiten.“

„Sie lügen, Sie haben keine Familie mehr, alle Ihre Verwandten sind gestorben; Sie haben es selbst hundertmal gesagt.“

„Ich habe mich geirrt; es lebt noch ein Vetter, ein entfernter Vetter, und dieser schrieb mir.“

„Und wie heißt dieser Vetter? wie heißt die Person, die Ihnen schrieb? Nun, können Sie mir nicht antworten, wissen Sie nicht einmal den Namen der Person, die Ihnen schreibt?"

„Doch, Fräulein, ich weiß ihn, aber ich will ihn nicht sagen."

„Herr Bouchenot, zeigen Sie mir diesen Brief gleich, ich will ihn sehen."

„Fräulein Cölina, ich wiederhole Ihnen, daß Sie ihn nicht lesen können, weil er von Dingen handelt, die Sie nichts angehen."

„Gut, mein Herr, gut, Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, mich zu täuschen, ich bin, Gott sei Dank, noch nicht so dumm wie Prudentia, und weiß, was ich davon zu halten habe. Dieser Brief ist von einem Frauenzimmer: Sie haben, wie ich schon längst vermuthete, eine neue Liebschaft; Ihre Zerstreutheit, Ihr angebliches Bauchgrimmen haben mir Verdacht eingeflößt . . . jetzt ist es mir klar, Sie lieben eine Andere . . . ich bin verlassen, verrathen!"

„Cölina, ich versichere Dich, Du bist im Irrthum, der Brief enthält kein Wort von Liebe."

„Dann zeigen Sie mir ihn, lassen Sie mich ihn lesen. Bouchenot, liebster Bouchenot, ich bitte Dich, laß mich den Brief lesen oder ich knirsche mit den Zähnen und raufe mir die Haare aus."

„Du wirst Dir nichts ausraufen und ich Dir den Brief nicht zeigen; ich bedaure unendlich, Deinem Wunsche nicht entsprechen zu können, aber es ist mir unmöglich."

„Aha, Sie stimmen diesen Ton an, Herr Bouchenot!" ruft Cölina, zurücktretend, aus; „nun, dann ist Alles zwischen uns aus; ich will Sie nicht mehr sehen, nicht mehr von Ihnen sprechen hören."

„Wie Sie befehlen, Fräulein."

„Hier sind Ihre Effekten, mein Herr, nehmen Sie Ihr Gepäck mit, es ist nicht zu schwer."

„Das werde ich thun, Fräulein.“

„Und geben Sie sich ferner keine Mühe, mich zu besuchen, denn ich bin für Sie nie mehr zu treffen.“

„Dies genügt, Fräulein, ich werde mich darnach richten; ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu wünschen.“

Bouchenot nimmt sein Päckchen und geht ruhig die Treppe hinab; als er im untersten Stock angekommen ist, wirft ihm Cölina eine Zahnbürste und einen Kamm nach.

„Hier, mein Herr,“ schreit sie hinunter, „das gehört auch Ihnen, ich will nichts von Ihnen behalten . . . geben Sie das Ihrer neuen Geliebten, damit sie sich einrichtet.“

Bouchenot stößt den Kamm und die Zahnbürste verächtlich mit dem Fuße zurück und verläßt das Haus, indem er bei sich selbst spricht: „Nein, ich will mich einrichten und diesmal soll es elegant bei mir werden.“

„Fünfhundert Franken!“ fährt er, am Kai hinschlendernd, fort, während er sein Päckchen unter dem linken Arme trägt und mit der rechten Hand den Kassenschein in der Hosentasche befühlt, „fünfhundert Franken monatlich machen sechstausend Franken jährlicher Renten! so viel, als ob ich ein Capital von hundert und zwanzigtausend Franken und sogar noch mehr hätte, da man gegenwärtig nun vier Procente bezahlt. Ich habe also von nun an sechstausend Franken Renten, das ist ein recht hübsches Einkommen für einen Junggesellen, der vorher nichts hatte . . . überdies besitze ich tausend Franken baares Geld, die ich fest in meiner Hand halte und womit ich jeden Augenblick thun kann, was ich will. Ach, das ist ja herrlich! nun bin ich in einer prächtigen Lage! Herz, freue dich! Ich, der nur Aussicht auf eine mittelmäßige Stelle hatte, wo ich hätte arbeiten müssen wie ein Sklave, bin jetzt reich . . . Rentier . . .

Herr meiner Zeit, brauche nichts mehr zu thun, als mich von Morgens bis Abends zu amüsiren!... O, das ist herrlich... ich bin der glücklichste der Sterblichen!"

Während Bouchenot so bei sich denkt, lächelt er vor sich hin, wie solches häufig Personen begegnet, die sehr mit ihren Gedanken beschäftigt sind; er ist sogar eben im Begriffe, auf dem Kai seine Sprünge zu machen, als sich plötzlich seine Stirne verdüstert, in Falten zieht, seine Heiterkeit verschwindet und seine Miene sorgenvoll wird. Bouchenot stellt nämlich andere Betrachtungen an und denkt: „Wenn man aber entdeckte, woher ich dieses Einkommen habe, welches mir nicht vom Himmel fällt, sondern aus einer sehr verbrecherischen Quelle fließt, würde man mich nicht als einen Mitschuldigen dieses Menschen ansehen, der mein Schweigen bezahlt?... Ach, mein Gott! dieser Gedanke macht mich schaudern!... Was soll ich thun, was beginnen?"

Nun geht Bouchenot langsamen, schweren Schrittes einher, hat keine Lust mehr, zu singen und zu tanzen, doch zieht er seine rechte Hand nicht aus der Tasche und hält den Wechsel immer fest.

Nachdem er lange unentschieden geblieben, welchen Entschluß er fassen soll, kehrt der Muth in ihn zurück. „Wahrhaftig," sagt er, „ich bin recht einfältig, mich lange zu besinnen, ob ich das Geld annehme oder nicht! Ich muß es wohl annehmen, ich bin gezwungen, denn wem sollte ich es zurücksenden?... Der Brief ist anonym... ich vermuthe zwar, von wem er kommt, aber ich habe keine Beweise... die Person kann es läugnen. Würde ich den Kassenschein an Herrn Mortandal zurückschicken, an den Marseiller, der kein Wort darüber mit mir sprach, so könnte er mir antworten, er wisse nicht, was ich wolle, er habe mich nie gesehen und kenne mich nicht ... und sicher würde er mir diese Antwort geben;

was sollte ich dann sagen? ich würde dastehen wie ein Dummkopf! Also, kurz gefaßt, ich muß mich darein finden, von nun an sechstausend Livres Renten zu erhalten und über tausend Franken zu verfügen, die ich baar in meiner Tasche habe . . . meiner Treu', es soll geschehen."

Jetzt nimmt Bouchenot wieder eine lachende Miene an, denn er hat sich zu überzeugen gesucht, daß er sich keinen Vorwurf zu machen habe, und es ist ihm leicht gelungen. Sobald man mit seinem Gewissen capitulirt, hat man bereits die Absicht, der Stimme desselben kein Gehör mehr zu geben. Wer hinsichtlich der Rechtschaffenheit und des Zartgefühls schwanken kann, ist schon strafbar; einer rechtlichen Seele widerstrebt jede Handlung, die Einen erröthen machen könnte.

„Was soll ich jetzt beginnen?" fragt sich Bouchenot. „Mit Cölina bin ich entzweit, und das ist mir nicht unlieb, denn ein Mann, der sechstausend Franken Renten hat, kann nicht mit einer Coloristin leben und in der Calander-Straße wohnen! ... Pfui! wie gering! Ich muß jetzt ein Logis in dem schönen Quartier, in der Chaussee d'Antin, nehmen, mich modisch kleiden, mit Handschuhen schlafen, eine Lorgnette, ja sogar zwei tragen, wenn es Mode ist. O! wie will ich meine sechstausend Franken Renten gut anwenden! . . . Und um den Anfang zu machen, will ich nicht mehr zu Fuß gehen und gar noch mit einem Päckchen unter dem Arm . . . mein Gott! ich muß aussehen wie ein Schneider! Wie wäre es, wenn ich mein Päckchen in die Seine würfe? Nein, es sind Gegenstände darin, die mir noch dienen können, aber ich will in ein Cabriolet sitzen, um ein Logis zu suchen. He, Kutscher, haltet!"

„Steigen Sie ein, mein Herr!"

„Ich bezahle Euch nach der Stunde; aber es muß schnell gehen, Ihr bekommt ein Trinkgeld."

„Gut, mein Herr, sehen Sie einmal auf Ihre Uhr."

„Auf meine Uhr!" sagt Bouchenot, scheinbar an die Tasche greifend; „ha, der Teufel! ich habe sie verloren ..."

„Sie haben sie verloren? ... man hat sie Ihnen vielleicht gestohlen!"

„Das ist sehr möglich ... man wird sie mir gestohlen haben."

„Haben Sie schon Anzeige davon gemacht?"

„Das fehlte noch! Ich habe keine Zeit, mich um solche Kleinigkeiten zu bekümmern, ich kaufe lieber wieder eine andere. Vorwärts, Kutscher, peitscht Euer Pferd."

„Wo wollen wir hin, mein Herr?"

„Ein Logis suchen."

„Ein Logis suchen? In welcher Gegend?"

„Potz Kuckuk! im schönen Quartier, in der Chaussee d'Antin, und dort halten wir vor den Aushängzetteln."

Der Kutscher treibt sein Pferd an und führt Bouchenot in die Mont=Blanc=Straße. Unterwegs beugt sich der junge Mann über den Kutschenschlag heraus, um sich den Vorübergehenden bemerklich zu machen; es gefällt ihm so gut in dem Gefährt, daß er gar nicht mehr an das Aussteigen denkt, als sein Kutscher zu ihm sagt: „Hier ist ein Aushängzettel, mein Herr."

„Gut, fraget den Portier, was zu vermiethen sei und was die Wohnung koste?"

Der Kutscher geht in das Haus hinein und kommt mit der Antwort zurück: „Ein vollständiges, neu tapezirtes Logis, mit Keller, für zweitausend fünfhundert Franken."

„Das ist zu groß," antwortet Bouchenot, „wir wollen weiter sehen."

Man fährt zehn Schritte weiter und sieht wieder

einen Zettel. Bouchenot läßt halten und den Kutscher absteigen, der sofort wieder anfragt und meldet: „Ein kleines Logis mit Zimmer und Cabinet, hinten hinaus, für einen ledigen Herrn, um den Preis von zweihundert Franken.“

„Das ist zu klein!“

Kaum ist der Kutscher wieder aufgestiegen, so bemerkt man auch auf der entgegengesetzten Seite der Straße einen Zettel und hält abermals; der Kutscher geht, sich zu erkundigen, und sagt: „Mein Herr, ich denke, es sei nicht der Mühe werth, aufzusitzen, um vor jeder Hausthüre wieder abzusteigen.“

„Das ist ganz richtig,“ versetzt Bouchenot, „daß das Fahren nicht bequem zum Logissuchen ist. Ihr könnt laufen und ich folge Euch im Cabriolet, um bloß vor solchen Wohnungen abzusteigen, die mir passend scheinen.“

Der Herr und der Kutscher bringen auf diese Weise zwei Stunden allein in der Mont-Blanc-Straße zu. Bald geht der Kutscher in die Häuser und erkundigt sich, bald steigt Bouchenot aus und besieht die Wohnungen. Endlich entschließt sich Bouchenot, ein kleines Logis in der Sanct-Lazarus-Straße zu nehmen, welches man sogleich beziehen kann.

Der Hausverwalter streckt Bouchenot die Hand hin, um das Aufgeld in Empfang zu nehmen. Bouchenot greift in seine Tasche: er hat nur fünfzehn Sous und seinen Kassenschein bei sich. Er überreicht das Papiergeld dem Hausverwalter mit den Worten: „Ich habe nur Kassenscheine bei mir, können Sie mir diesen wechseln lassen?“

„Im Augenblick, es wohnt ein Bankier im Hause.“

„Gut, bringen Sie mir Geld dafür.“

Der Hausverwalter nimmt den Kassenschein, verbeugt sich bis auf den Boden, weil ein Mann, der nur Kassenscheine von tausend Franken in der Tasche hat, in den Augen geringer Leute ein erhabenes

Wesen ist, welches gleich einem Fürsten behandelt zu werden verdient. Während man das Geld für Bouchenot holt, denkt dieser: „Ich habe nun zwar ein Logis, aber es ist nichts darin, und ich habe keine Lust, auf dem Boden zu schlafen; glücklicher Weise kann man sich in Paris, wenn man Geld hat, in einem Tage eine vollständige Haushaltung anschaffen; ich glaube, man fände sogar ein Weib und Kinder."

Der Hausverwalter kommt mit einem Sack voll Geld zurück, den er Bouchenot demüthig überliefert. Dieser sagt, nachdem er ihn großmüthig für seine Mühe belohnt hat, zu ihm: „Mein lieber Freund, ich sollte auch Möbeln in mein Logis haben, ich habe meine früheren meiner letzten Geliebten geschenkt. Kennen Sie einen Möbelhändler in der Nähe? ich bezahle baar."

„Ich kann Ihnen noch einen weit bessern Vorschlag machen. Es wohnt ein Engländer im Hause, der nach London zurückgeht und sein Mobiliar verkaufen will; es ist sehr schön, ganz neu, und da er sich nicht mehr länger hier aufhalten kann, wird er es Ihnen fast um Nichts überlassen."

„Fast um Nichts! so nehme ich es. Kann man das Mobiliar sogleich ansehen?"

„Ja, mein Herr, gehen Sie nur hinauf."

„Zeigen Sie mir den Weg, Hausverwalter. Kutscher, willst Du mit hinaufgehen und die Möbeln betrachten?"

„Ich denke, mein Herr, ich muß bei meinem Gefährt bleiben."

„Du hast Recht, bleib' bei unserem Gefährt . . . gib Deinem Pferde zu fressen, eine doppelte Ration . . . ich bezahle es."

Der Hausverwalter führt Bouchenot zu dem Engländer, der sich seiner Möbeln entäußern will. Der Kauf ist bald abgeschlossen: um den Preis von sechshundert Franken gelangt Bouchenot in den Besitz

eines wunderhübschen Mobiliars, welches ihn bei einem Händler das Dreifache gekostet haben würde. Sogar Bettwäsche und Foulardtücher zum Umbinden um den Kopf erhält er. Er schwimmt in Entzücken und bezahlt Alles baar. Er ist auf dem Punkte, den Hausverwalter zu umarmen und zu küssen, und beauftragt denselben, seine Möbeln in sein Logis schaffen zu lassen. Dieser verlangt bloß zwei Stunden Zeit dazu.

Bouchenot steigt wieder in das Cabriolet und läßt sich in seine frühere Wohnung in die Calander-Straße führen. Er beabsichtigt, weder in sein Zimmer hinaufzugehen, noch zu Cölina zurückzukehren; aber es ist ihm von Wichtigkeit, seine neue Adresse bekannt zu machen, damit man sie dem Briefträger sagen kann, wenn er Etwas an ihn abgeben will. Da Bouchenot seine Renten durch die Post zu empfangen hat, liegt ihm Alles daran, daß diese seine Briefe bald überliefert. Er gibt der Obsthändlerin, dem Gewürzkrämer und allen Handelsleuten in der Umgegend seine Adresse an, theilt zum Voraus Trinkgelder aus, greift beständig in die Tasche, und man verspricht ihm, dem Briefträger getreulich seine neue Adresse mitzutheilen.

Bouchenot verläßt sodann sein altes Quartier und murmelt: „Lebe wohl, Rom, ich scheide . . . ich bin von heute an ein glücklicher Bewohner der Antin-Straße, werde bei Tortoni frühstücken und im Café de Paris zu Mittag essen! . . . andere Zeiten, andere Sitten! . . . und von Morgens bis Abends thun, was mir Vergnügen macht. Ach, mein Gott, was fällt mir da ein! Heinrich erwartet mich den ganzen Tag, da ich heute bei ihm eintreten sollte! Ich will aber seine Stelle nicht mehr, ich brauche sie nicht mehr. Allein ich kann ihn doch nicht immer auf mich warten lassen, das wäre unhöflich, und ich will nicht, daß man von mir sage, das Glück habe

mich übermüthig gemacht. Ich sollte hingehen und Heinrich sagen, er könne über seine Stelle verfügen. Wenn ich aber hingehe, fragt er mich, forscht, woher ich mein Geld habe... nein, ich begebe mich nicht selbst zu ihm. Potz Kuckuk! ich kann ihm schreiben; ein Brief ist etwas weit Bequemeres. Man schreibt nur, was man will, und braucht Nichts zu beantworten. Kutscher, haltet an jenem Kaffeehaus dort."

„Ja, mein Herr."

Bouchenot tritt in's Kaffeehaus, läßt sich ein Glas Malaga geben, verlangt Papier und Feder, und schreibt folgenden Brief an Heinrich:

‚Mein lieber Heinrich, erwarte mich heute nicht zum Arbeiten; unvorhergesehene Geschäfte hindern mich, zu Dir zu kommen. Ich theile Dir zugleich mit, daß Du über die mir angebotene Stelle verfügen kannst; ich werde sie entschieden nicht annehmen. Eingegangene Gelder, auf deren Heimbezahlung ich bereits nicht mehr zählte, gestatten mir ein unabhängigeres Leben. Ich habe meinen Entschluß geändert und renoncire auf das Handelswesen. Ich bin aber deßhalb nicht minder erkenntlich für Dein Anerbieten, und bitte Dich, mich stets als Deinen Freund zu betrachten.'

Nachdem Bouchenot diesen Brief unterzeichnet hat, spricht er bei sich: „Ich hätte vielleicht Etwas von dem Gelde erwähnen sollen, welches ich ihm schuldig bin! Ah bah! er braucht es jetzt nicht, ich kann es ihm später zurückgeben. Besorgen wir den Brief an seine Adresse."

Bouchenot steigt wieder ein, läßt sich vor Heinrichs Wohnung führen, schickt den eben geschriebenen Brief durch den Kutscher an seinen Freund, und fährt dann wieder in sein neues Logis in der Sanct-Lazarus-Straße, wo er sein Cabriolet, nachdem er den Kutscher splendid bezahlt hat, entläßt.

„Ihr Logis ist gerichtet, die Möbeln stehen an

Ort und Stelle, und ich hoffe, daß der Herr zufrieden sein werden," sagt der Hausverwalter, dem neuen Miethsmann einen Schlüssel überreichend, wie man einem Eroberer die Schlüssel einer Stadt überreicht.

„Gut, Hausverwalter," erwidert Bouchenot, ihm den Schlüssel abnehmend; „Sie sind ein pünktlicher Mann; so gefällt es mir. Ihnen trage ich von nun an die Besorgung meines Logis auf; Sie sorgen für die Reinigung meiner Zimmer, meiner Stiefel und Kleider, und bestimmen selbst den Preis Ihrer Bemühung; ist es Ihnen so recht?"

„O gewiß, mein Herr, ich werde stets zu Ihren Befehlen stehen."

„Ei, ich habe noch nicht daran gedacht, Ihnen meine frühere Adresse anzugeben; wenn Sie sich vielleicht nach mir erkundigen wollen..."

„O pfui, mein Herr, das ist eine Beleidigung, man sieht wohl, wen man vor sich hat, es ist überflüssig, sich nach einem solchen Herrn zu erkundigen."

„Nun," denkt Bouchenot, „ich muß sehr anständig aussehen! Welchen Einfluß doch das Geld ausübt."

Drittes Kapitel.

Die Liebe ist aus, die Freundschaft zieht sich zurück.

„Herrlich! köstlich! himmlisch!" ruft Bouchenot, sich auf ein kleines Sopha werfend, aus, welches seinem Bette gegenüberstand. „Ich habe ein sehr bequemes Logis, ein hübsches Mobiliar, bin in dem elegantesten Quartier der Hauptstadt und habe einen Sack voll Geld. Voll ist er zwar nicht mehr, denn ich habe heute ordentlich depensirt. Wir wollen einmal nachsehen, was mir noch übrig bleibt... dreihundert fünfundsechzig Franken... das ist immerhin noch ein artiges Sümmchen; ich muß aber doch eintheilen, daß ich bis Ausgang des Monats reiche. Einerlei, ich befinde mich in einer sehr angenehmen

Lage, es war mir nie so wohl; nun will ich mein Glück genießen, vergnügt sein, mich amusiren, aber Alles mit Anstand, wie es sich für einen Mann meiner Art schickt. Und wer weiß, warum sollte ich nicht, wenn sich irgend eine große Dame in mich verliebte, eine reiche Erbin meine Huldigungen annähme, durch eine günstige, vortheilhafte Heirath mein Vermögen verdoppeln oder verdreifachen?... Nein, wenn sich eine Gelegenheit bietet, werde ich sie nicht entwischen lassen."

Bouchenot steht auf und spaziert mit Stolz in seinem Logis auf und ab, welches zwar nur aus zwei größern und einem kleinen Vorzimmer besteht, da man in der Chaussee d'Antin für fünfhundert Franken nicht viel Platz bekommt, aber neu und geschmackvoll angestrichen und tapezirt ist.

„Dieses Lokal ist recht artig," spricht Bouchenot vor sich hin, „aber später nehme ich ein größeres. In diesem Augenblick genügt es für die Möbeln, welche ich mir angeschafft habe; wenn ich eine reiche Heirath mache, will ich erst ein elegantes, modernes, gothisches, kurz prachtvolles Mobiliar, und wer weiß, ob ich mir nicht auch eine Equipage anschaffe! Jetzt scheint mir nichts mehr unmöglich. Vor der Hand will ich einmal meine Effekten einräumen."

Bouchenot macht das kleine Päckchen, welches er gebracht hat, auseinander: es befinden sich vier Hemden, sechs Nastücher, zwölf Vatermörder, ein Paar Beinkleider, eine Weste und ein Paar Strümpfe darin. Er macht eine hübsche Commode von Mahagoniholz auf, die im Schlafzimmer steht, breitet in einer Lade seine Hemden, in der andern seine Halskragen, in der dritten seine Taschentücher aus, und denkt dabei: „Ich bin zwar noch nicht recht mit Wäsche versehen, aber später werden diese Schubladen gefüllt sein, ich spare lieber in andern Sachen. O! ich will Ordnung halten, ausgezeichnete Ordnung; man soll mich nicht

mehr erkennen. Ah! ich habe einen Waschtisch und einen Spiegel. Ach nein, der Spiegel gehört in's Haus; aber ich habe zwei Lehnstühle und sechs mit Seide überzogene Sessel, ein Sopha, einen Sekretair, eine Commode, einen runden Tisch. Ich bin sehr gut möblirt; ich kann vornehme Besuche bei mir empfangen: ich werde Thee und Punschgesellschaften einladen und Soireen geben. Ach Gott! wie vergnügt will ich sein!"

Damit hüpft Bouchenot im Zimmer herum, wirft sich in einen Lehnstuhl, steht auf, setzt sich auf einen Sessel, legt sich dann auf sein Sopha und von diesem auf's Bett, um zu sehen, ob es recht weich ist.

Nachdem er eine gute Weile auf diese Weise zugebracht hat, fühlt er sich von lauter Hin- und Hersitzen ermüdet und sieht zum Fenster hinaus, um mit seinen Nachbarinnen bekannt zu werden und zu sehen, ob sie hübsch seien.

Aber die Fenster gegenüber von ihm bleiben zu; endlich wird eines geöffnet und eine etwa sechzigjährige Dame, mit einem Turban auf dem Kopf, thranigten Wangen und einer Warze auf der Nase zeigt sich. Sie wirft einen Blick auf ihren Nachbar, und dieser macht eilends sein Fenster wieder zu.

„Wenn alle meine Nachbarinnen so sind," denkt er, „dann sehe ich nicht oft zum Fenster hinaus. Man muß zugeben, daß Cölina etwas Anderes war. Sie war wirklich hübsch, sie ist es sogar noch; aber eine Grisette, eine Coloristin paßt nicht mehr für mich. Ich werde sie bald vergessen haben... man vergißt Alles in der Welt, besonders wenn man in den Stand gesetzt ist, sich Zerstreuungen zu verschaffen. Ich will mich auch zerstreuen, zuerst aber einen hübschen Rock bestellen, denn ein Mann, der ein Logis wie dieses bewohnt, kann nicht immer in demselben Anzug ausgehen."

Bouchenot begibt sich zu einem Schneider und be-

stellt sich einen Rock. Er verlangt ihn auf den folgenden Tag und wird ihn baar bezahlen; diese magischen Worte heben alle Hindernisse. Er hinterläßt seine Adresse und schreit laut: „Herr Bouchenot in der Sanct-Lazarus-Straße, in der Chaussee d'Antin!" Es ist ihm bereits, als ob man nirgends sonst wohnen könnte, und was nicht in diesem Viertel wohnt, scheint ihm nicht der Mühe werth, gekannt zu sein; Personen, die in andern Quartieren wohnen, sind Unglückliche, Paria's, die man nicht besuchen kann, ohne sich zu compromittiren. Das Glück hat Bouchenot den Kopf verdreht, der eigentlich nie recht fest stand; es hat schon vernünftigen Leuten den Kopf verdreht, warum sollte es keinen Einfluß auf Jemand haben, dem es hieran bedeutend fehlte? Es gehört oft mehr Charakterstärke dazu, das Glück zu ertragen und sich nicht zu verändern, wenn es Einen mit seinen Gaben überschüttet, als um den widerlichen Stößen des Schicksals Trotz zu bieten. Das Unglück nimmt man wie eine natürliche Sache, wie eine alte Bekanntschaft auf, deren Besuch man stets erwartet; das Glück dagegen blendet uns und setzt uns in Erstaunen; es erscheint wie ein Fremder bei uns, zu dessen Empfang wir nicht so wohl vorbereitet sind.

Der neue Reiche geht bis zur Essenszeit auf dem Boulevard des Italiens spazieren. Dort studirt er das Aeußere, die Manieren und sogar den Gang der jungen Leute, die gerade den Ton angeben, um sie nachzuahmen; er will ein Dandy werden und geht deßhalb gravitätisch und steif einher, thut, wie wenn ihn seine Stiefeln drückten und schneidet fortwährend eine Grimasse, als ob ihm ein unangenehmer Geruch in die Nase stiege.

Nach einem ziemlich langen Spaziergang, auf welchem Bouchenot nicht ein einziges Mal zu lächeln gewagt hat, weil er befürchtete, es sei unschicklich, begibt er sich zum Mittagessen in das Café de Paris;

dort achtet er vorläufig hauptsächlich darauf, wie sich die Stutzer beim Essen benehmen. Er läßt sich, obgleich er es nicht liebt, Selterserwasser geben, weil die Fashionables trinken, und wagt nicht, eine Omelette, die er gerne ißt, zu bestellen, weil es nicht nobel ist.

Abends geht er, um den Vornehmen ganz ähnlich zu sein, in die italienische Oper, obwohl er die Sprache nicht versteht und der Musik nie einen Geschmack abgewinnen konnte. In der Mitte des Stückes wandelt ihn eine große Lust zu schlafen an, aber er überwindet sie, zwingt sich zu einer begeisterten Miene und schreit alle Augenblicke: „Bravi! brava! bravo! bravissimo!“

Von der Oper will Bouchenot nach Hause gehen, aber ziemlich unbekannt mit dem Quartier der Chaussee d'Antin verirrt er sich in den Straßen, die in die seinigen führen, und erst, nachdem er einen dreifachen Umweg gemacht hat, langt er vor seiner Wohnung an, die er bereits nicht mehr zu finden fürchtete.

Das Hofthor, welches bei Tag offen ist, ist natürlich Abends geschlossen. Bouchenot will klopfen und sucht den Klopfer: es ist keiner da; er sucht eine Glocke und findet auch keine.

„Ei der Teufel!“ denkt Bouchenot, „wie macht man es denn, wenn man in meinem neuen Hause in sein Logis will? Ich bin allerdings sehr vergnügt, ein hübsches Apartement in der Chaussee d'Antin zu bewohnen, wenn ich aber die ganze Nacht vor der Thüre zubringen muß, bin ich im Ausgehen sehr genirt. He, Pförtner! Portier! oder wer es sein mag!“

Niemand antwortet, und da es schon spät ist, bietet die in der Gegend der Chiehy-Straße ziemlich unbelebte Sanct Lazarus-Straße einen Anblick der Verlassenheit dar, der Bouchenot nicht sehr behagt. Er tritt mit dem Fuße an das Hofthor seines neuen Hauses, schlägt mit der Faust daran, aber Niemand macht auf, Niemand läßt sich hören.

„Sapperlot! muß ich wohl auf der Straße schlafen? das ärgert mich!“ schreit Bouchenot, seine Rolle als Fashionable jetzt vergessend. „Ich habe kein Logis für fünfhundert Franken gemiethet, um die ganze Nacht davor Schildwache zu stehen. He, Pförtner! ziehen Sie den Thürstrick an, wenn es gefällig ist; lassen Sie mich doch in's Henkers Namen hinein, oder ich werde böse!... Ach, man will mich auf der Straße übernachten lassen... das wollen wir doch sehen... Diebe! Wache! Mörder! zu Hülfe!“

Niemand gibt Antwort, kein Fenster wird geöffnet, kein Licht gemacht. Nur einige Personen, welche durch die Straße gehen wollen, fliehen, wieder umlenkend, eilends davon.

„Ich glaube, in diesem Quartier läßt man die Leute umbringen, ohne ihnen nur ein Glas Wasser zu reichen,“ spricht Bouchenot, des vergeblichen Schreiens müde, bei sich. „Niemand rührt sich, zwei Vorübergehende haben sich aus dem Staube gemacht... das ist hübsch; wenn Einer hier angefallen wird, können die Diebe keck ihr Wesen treiben; das ist eben nicht gar beruhigend. Und dieser elende Hausverwalter, dem ich heute schon fünfzehn Franken geschenkt habe, läßt mich auch auf der Straße. Ach! jetzt kommt mir ein anderer Gedanke, mir das Haus zu öffnen ... ja, das wird besser sein. Feuer! Feuer! Feuer!“

Sein Geschrei blieb lange ohne Erfolg; endlich wird im dritten Stocke von Bouchenots Haus ein Fenster aufgemacht. Ein alter Herr im Schlafrock und drei Foulards um den Kopf steckt den Kopf heraus; er schaut auf die Straße hinab und fragt mit heiserer Stimme: „Wo brennt es?“

„Bei Ihrer Frau!“ entgegnet Bouchenot, weil ihm gerade keine andere Antwort einfällt.

„Schau', Flegel, das gehört Dir; ich will Dich lehren, die Leute zu verspotten und bei Nacht aus dem Schlafe zu stören!“ schreit der Alte, den Inhalt

eines Nachttopfes herunterschüttend, und schlägt dann hastig das Fenster wieder zu.

„Ach, das ist denn doch zu arg!“ ruft Bouchenot über die seinen Rock befeuchtende Flüssigkeit verzweifelnd, aus. „Wird man so behandelt, wenn man in der Chaussee d'Antin wohnt, so ziehe ich morgen aus. Aber jetzt will ich hinein, man soll mir aufmachen oder ich breche das Haus ab.“

Damit hebt Bouchenot Steine auf und schleudert sie gegen die Fensterläden; er ist eben im Begriff, auch das Hofthor zu steinigen, als ihn plötzlich ein kräftiger Arm zurückhält: er kehrt sich erschrocken um und sieht eine Patrouille hinter sich stehen.

„So, Sie wollen das Haus abbrechen!“ sagt der Corporal, Bouchenot fest packend. „Das ist ein artiger Zeitvertreib, wir wollen aber schon Ordnung machen. Vorwärts, folgen Sie uns, mein Herrchen.“

„Herr Corporal,“ erwidert Bouchenot, „es freut mich außerordentlich, daß Sie mit Ihrer Patrouille gekommen sind. Ich stehe schon seit einer Stunde auf der Straße und kann nicht in mein Haus hinein, weil man mir nicht aufmacht. Ich ergreife alle möglichen Mittel, den Pförtner aufzuwecken, und deßhalb habe ich Steine an die Läden geworfen.“

„Ah! um in Ihr Haus hinein zu können, schleudern Sie Steine daran? Machen Sie das Andern weiß, mein Herr; halten Sie uns vielleicht für Rekruten? Es mag sein, wie es will, Sie schlafen heute auf der Hauptwache.“

„Auf der Hauptwache! ... Warum denn, Corporal? Ich sage Ihnen ja, daß ich hier in diesem Hause wohne. Sorgen Sie dafür, daß man mir die Thüre aufmacht, das wird weit besser sein.“

„Vorwärts, machen Sie nicht so viel Worte, sondern folgen Sie uns.“

„Aber, Corporal, ich bezahle keine fünfhundert Franken für eine Wohnung in der Chaussee d'Antin, auf der Hauptwache zu schlafen.“

„Vorwärts jetzt! Ich habe Sie angetroffen, wie Sie Steine an die Läden warfen; so sucht sich Niemand Eingang in sein Haus zu verschaffen.“

„Wenn man aber keinen Klopfer und keine Glocke findet . . .“

„Schlechte Ausflucht! als ob nicht jedes Haus mit dem Nöthigen versehen wäre, wodurch die Miethsleute das Oeffnen der Thüre verlangen können!“

„Ich versichere Sie, Corporal! Helfen Sie mir lieber suchen.“

„Marsch, vorwärts! Machen Sie Ihre Anzeige auf der Wache.“

Bouchenot sieht sich genöthigt, der Patrouille gutwillig zu folgen, wenn er nicht mit Kolbenstößen dazu gezwungen werden will; er gibt der Gewalt nach, während er sein Schicksal und die Wohnungen der Chaussee d'Antin verwünscht.

Man kommt zur Wache. Bouchenot verlangt den Commandanten zu sprechen; allein da dieser gerade eingeschlafen war, hält es der Corporal nicht für nöthig, ihn aufzuwecken, und läßt Bouchenot in's Loch spazieren, wo dieser die Nacht in Gesellschaft eines Betrunkenen und eines Diebes zubringen muß, was eben nicht angenehm für Jemand ist, der ein hübsches Logis gemiethet und ein neues Mobiliar angeschafft hat.

Am folgenden Morgen läßt sich der Wach-Commandant seine Gefangenen vorführen. Bouchenot beklagt sich, erklärt den Vorfall und gibt einem Tambour hundert Sous, damit er in sein Haus geht und den Pförtner zur Bestätigung der Wahrheit seiner Aussagen herbeiholt.

Der Tambour geht und bringt den Hausverwalter, der nicht begreift, warum sein neuer Miethsmann auf der Hauptwache geschlafen hat, während er nur an einem hübschen Bronze-Knopfe auf der linken Seite des Hofthores hätte ziehen dürfen, damit man ihm das Haus geöffnet hätte.

„Sie hätten mir den unglücklichen Knopf zeigen sollen!“ schreit Bouchenot, die Wache verlassend, „dann würde ich nicht so gelärmt und Steine an die Läden geworfen haben, wäre auch nicht mit ... kurz, das war eine sehr unangenehme Nacht für Jemand, der entzückt ist, ein Logis in der Chaussee d'Antin zu haben.“

Vor dem Hause läßt sich Bouchenot den Bronze-Knopf zeigen, der ganz künstlich in einer Verzierung versteckt ist; er zieht fünf bis sechs Mal daran und ruft aus: „Wer Teufels hätte auch vermuthet, daß dieser Knopf zum Klingeln bestimmt sei?“

„Mein Herr,“ entgegnet der Hausverwalter, „so ist es jetzt an allen anständigen Häusern; ich dachte, Sie wüßten das schon, sonst hätte ich es Ihnen gezeigt.“

„Es ist wahr, es ist richtig!“ sagt Bouchenot, „ich wußte es, aber bei Nacht habe ich für keine zwei Heller Gedächtniß; künftig, ich stehe Ihnen dafür, werde ich nicht mehr auf der Wache schlafen. Ei, wer wohnt denn im dritten Stocke unter mir?“

„Ein alter Junggeselle, ein ehemaliger Offizier.“

„Ah so! deßhalb hat er heute Nacht geglaubt, ich verspotte ihn.“

„War er grob gegen Sie? Das würde mich nicht wundern, denn er ist sehr streitsüchtig.“

„Nein, nein, durchaus nicht; sagen Sie ihm übrigens nicht, daß ich es war, der heute Nacht Feuer schrie, man würde mich auslachen, und das ist überflüssig.“

„Seien Sie ganz beruhigt, mein Herr, ich werde schweigen.“

„Gut! Jetzt will ich mich zu Bette legen, denn man schläft sehr schlecht in der Geige.“

Bouchenot begibt sich in sein Zimmer, legt sich in's Bett, schläft den ganzen Tag, geht erst zum Mittagessen aus und kommt bald wieder heim, aus Furcht, er finde den Glockenzug wieder nicht; dies-

mal stößt er jedoch auf keine Hindernisse, und lockt auch durch sein Geschrei die Patrouille nicht herbei.

Vierzehn Tage sind verflossen, seit Bouchenot in der Sanct-Lazarus-Straße wohnt und die Manieren vornehmer Leute anzunehmen sucht: er steht spät auf, bringt ganze Stunden mit seiner Toilette zu, geht spazieren, liest Journale, speist zu Mittag, geht in's Theater oder Concert, und begibt sich dann wieder nach Hause, um parfümirte Cigarren zu rauchen.

Diese neue Lebensart behagt ihm zwar nicht außerordentlich, aber sie schmeichelt seiner Eigenliebe, und er hofft, er werde sich daran gewöhnen. Eines wundert ihn nur, daß er noch keine Eroberung gemacht habe und noch kein Liebesbriefchen erhalten hat, und doch gibt er sich, wenn er in dem Theater oder auf dem Spaziergange eine elegante, hübsche Dame sieht, alle mögliche Mühe, sich bemerklich zu machen. Er hat sogar schon mehrmals der einen oder der andern eine Liebeserklärung zugesteckt, aber sie bleiben ohne Erfolg. Woher kommt es, daß er mehr Glück bei den Weibern machte, als er nur einen und zwar nicht immer ganz saubern Rock auf dem Leibe hatte? Diese Frage stellt Bouchenot oft an sich und weiß sie nicht zu beantworten. Er begreift nicht, wie man mit seinen natürlichen Fehlern besser gefallen kann, als wenn man Bildung anzunehmen sucht. Bouchenot hatte, wenn er den Grisetten nachlief, seinen Hut schief aufsetzte und nicht so steif einherschritt, einen lebhaften, muntern Gang, der manchmal gefiel; während er aber die Stutzer nachahmte, sich zierte und nicht zu lächeln wagte, machte er sich lächerlich, und man spottete ihn aus, wenn man ihn sah.

Es läßt die Muse sich nicht zwingen,
Der Zwang verzerrt ihr Angesicht.

Eines Abends jedoch, als Bouchenot nach Hause kam, rief ihm der Pförtner, und sagte mit pfiffiger Miene zu ihm: „Es hat eine Dame nach Ihnen gefragt, Herr Bouchenot."

„Eine Dame!" entgegnet dieser, sich stolz aufblähend.

„Ja, oder ein Fräulein, ich weiß nicht recht, wie ich sagen soll."

„War sie elegant gekleidet?"

„Nicht so sehr: sie hatte ein einfaches Kleid und ein Häubchen auf."

„Also war es eine Kammerzofe?"

„Das könnte sein; ja, eine Kammerjungfer, wahrscheinlich."

„Was wollte sie?"

„Sie fragte, ob Sie hier wohnen... und wann Sie zu treffen seien."

„Ihre Herrschaft wird Sie hergeschickt haben! Hat sie gesagt, in wessen Auftrag sie da sei?"

„Nein, mein Herr."

„Ach, wie einfältig, eine große Dame nennt ihren Namen nicht so leicht! Hat sie Etwas zurückgelassen?"

„Nein, Herr Bouchenot, aber sie hat gesagt, sie komme morgen früh vor elf Uhr wieder her."

„Gut, heißen Sie das Mädchen hinaufgehen, sie hat wahrscheinlich ein Liebesbriefchen, welches sie mir nur eigenhändig übergeben will."

Bouchenot geht freudetrunken in sein Logis hinauf; er ist überzeugt, daß er die Eroberung einer vornehmen Dame gemacht habe, und sieht bereits den Helden eines glänzenden Abenteuers in sich; er erhält Geschenke, wird überall gefeiert, geschätzt und gesucht, und fährt in dem Wagen seiner Schönen spazieren; sie leiht ihm ihre Equipage, bis sie ihm ihr Vermögen und ihre Hand anträgt. Endlich legt er sich nieder und wiegt sich in köstlichen Träumereien. Am folgenden Tage eilt er, sobald er wach ist, an seine Toilette, denn er wünscht, daß die Kammerjungfer einen günstigen Bericht von seiner Eleganz abstatten solle. Er schickt seinen Portier fort, ihm einen schönen Schlafrock zu holen, weil er glaubt, daß ein

junger vornehmer Mann Morgens einen Schlafrock anhaben muß. Dies genirt ihn zwar, mit seinem Geld noch bis an das Ende des Monats zu reichen, aber er will lieber weniger in's Theater gehen und in einem unbedeutenderen Gasthause essen.

Man bringt den Schlafrock. Bouchenot hüllt sich darein, frisirt, parfümirt und pomadisirt sich. Er steckt den Schlüssel außen an die Thüre, damit man ungestört eintreten kann, dann legt er sich auf das Sopha, studirt, welche Situation am günstigsten für ihn sei, und erwartet so ungeduldig die Kammerjungfer mit ihrer Botschaft.

Um halb elf Uhr klopft man 'zweimal an die Thüre des Vorzimmerchens.

„Herein!" ruft Bouchenot, ohne sich zu erheben.

Die Thüre geht auf und alsbald tritt Cölina in's Zimmer.

Bouchenots Gesicht beim Anblick Cölina's wäre nicht leicht zu beschreiben; alle seine Illusionen schwanden. Nachdem er einen Schrei der Verwunderung ausgestoßen hat, sinkt er nachläßig auf sein Canapé zurück und murmelt: „Ach, mein Gott! das war schon der Mühe werth, mir einen Schlafrock zu kaufen!"

„Ich bin es," sagt das junge Mädchen zu ihrem ehemaligen Liebhaber. „Ei, Sie machen eine sonderbare Miene; man könnte glauben, mein Besuch sei Ihnen nicht angenehm!"

„Ihr Besuch!" entgegnet Bouchenot; „meiner Treu', ich muß gestehen, daß ich nicht darauf gefaßt war!"

„Sie waren nicht darauf gefaßt? Ich bin doch gestern Abend da gewesen, und man muß es Ihnen ausgerichtet haben; ich hatte Ihren Portier ersucht..."

„Es gibt hier keinen Portier, sondern einen Hausverwalter."

„Portier, Hausverwalter, Thürsteher, mir ist einer so viel als der andere; kurz, ich sagte ihm, daß ich heute Morgen wieder kommen wollte."

„Aber Sie haben ihm Ihren Namen nicht angegeben.“

„Ich dachte, das sei nicht nöthig, Sie würden mich gleich an der Beschreibung, die er Ihnen von mir machen werde, erkennen.“

„Ich kann nicht verhehlen, daß Sie die letzte Person sind, an die ich gedacht hätte.“

„Sie sind sehr liebenswürdig.“

„Ach, entschuldigen Sie, ich wollte sagen, ich erwartete nicht, daß Sie mir das Vergnügen Ihres Besuches machen würden.“

„Ich hätte es allerdings auch nicht thun und mehr Charakter zeigen sollen, aber dann habe ich gedacht, daß Sie es vielleicht, obgleich Sie Lust dazu hätten, sich mit mir auszusöhnen, nicht wagten, mich zu besuchen, weil ich wegen des Briefes mit Ihnen gegrollt habe, und in diesem Gedanken bin ich besonders dadurch bestärkt worden, daß Sie allen unsern Nachbarn, der Obsthändlerin, dem Gewürzkrämer und Andern Ihre neue Adresse gesagt haben, und durch diese habe ich sie auch erfahren. Ich dachte weiter: da er wünscht, daß ich wissen solle, wo er wohnt, so hofft er mich wahrscheinlich auch zu sehen und erwartet meinen Besuch. Sollte ich mich vielleicht getäuscht haben? und theilten Sie Ihre neue Adresse nicht zu dem Zwecke unsern Nachbarn mit, daß ich davon unterrichtet werden sollte?“

Cölina macht bei diesen Worten ein so liebliches Gesichtchen, daß ihr die meisten Männer mit einem Kuß geantwortet hätten; aber das Bewußtsein des Reichthums erstickt oft jene süßen Gefühle des Herzens, denen sich ein freimüthiges, einfaches Gemüth ohne Scheu hingibt. Man behauptet daher mit Recht, das Geld mache nicht immer glücklich.

Bouchenot, der nicht weiß, was er erwidern soll, bietet in seiner Verlegenheit Cölina einen Stuhl an und sagt: „Setzen Sie sich doch, Fräulein.“

„Fräulein, setzen Sie sich! O, mein Gott, wie ceremoniell sprechen Sie mit mir!" entgegnet die kleine Grisette, sich immer mehr dem Sopha nähernd. „Da Sie aber auf dem Canapé sitzen, so denke ich, ich könne auch darauf Platz nehmen. Oder ist es Ihnen nicht recht?"

„So meinte ich es nicht, aber dieses Sopha ist so schmal, man muß so dicht nebeneinander sitzen!"

„Wir waren manchmal noch dichter beisammen, und Sie haben sich damals nicht darüber beklagt!"

Da Bouchenot nichts hiegegen einwenden kann, läßt er es dabei bewenden, ein wenig zu rücken, um Cölina Platz zu machen, und diese setzt sich mit halb wehmüthiger, halb heiterer Miene neben ihn.

„Sie haben eine recht hübsche Wohnung," beginnt Cölina nach einigem Schweigen wieder; „es ist prächtig hier, eine gewichste Treppe... ach! das ist freilich etwas Anderes als in der Calander-Straße. Und wie geschmackvoll diese Möbeln! Sie sind also reich geworden?"

„Nein, Fräulein, ich bin nicht reich geworden, das heißt ja, ich habe einen entfernten Verwandten geerbt, wie mir jener Brief verkündete, den ich bei Ihnen erhielt, aber Sie wollten mir es ja nicht glauben, Sie überzeugen sich jedoch jetzt, daß es Wahrheit war."

„Damals hatten Sie mir durchaus nichts von einer Erbschaft gesagt, und ich begreife nicht, warum man, wenn man gute Nachrichten erhält, sie seine Freundin nicht lesen lassen will."

„Wollen Sie wieder mit Fragen anfangen, Fräulein? Wenn Sie sich deßhalb herbemüht haben..."

„Nein, mein Herr, nein! O, ich habe mir fest vorgenommen, Sie nichts mehr zu fragen; behalten Sie Ihre Geheimnisse, ich will nicht mehr darnach forschen, wenn Sie mich nur versichern, daß Sie mich immer noch lieben, daß Sie von keinem Frauenzimmer Geld erhalten, kurz, daß Sie keine andere

Geliebte haben. Geben Sie mir diese Versicherung, dann will ich nicht mehr böse, nicht mehr eifersüchtig und erzürnt sein, keine Frage mehr machen, mich wieder aussöhnen und wie früher mit Ihnen leben; denn obgleich Sie mich plötzlich und barsch verlassen haben, liebe ich Sie doch immer, und seit unserer Trennung ist nicht ein Tag vergangen, an dem ich nicht geweint hätte; alle Morgen sagte ich: er kommt vielleicht heute, dann horchte ich, zitterte, wenn man die Treppe heraufkam, aber Sie waren es nie. Ach, ich war so glücklich, als ich Ihre Adresse erfuhr, denn ich dachte: er erwartet mich, er wünscht mich zu sehen. Nun, gestehen Sie mir, daß dieses der Fall war?"

Bouchenot kratzt sich hinter dem Ohre, wickelt sich in seinen Schlafrock, betrachtet sich und entgegnet: „Wie gefällt Ihnen dieser Schlafrock? ist er nicht wunderschön, kleidet er mich nicht sehr gut? Er ist nach der neuesten Façon gemacht."

„Ei, mein Gott, ja! Ihr Schlafrock ist wunderschön, aber Sie antworten mir nicht auf meine Frage."

„Es ist ein indischer Stoff dabei, hm, ganz nobel. So etwas trug man in der Calander-Straße nicht!"

„Nein, denn manchmal hatte man kaum das Nöthige zu seiner Bedeckung; aber man gab den Leuten doch Antwort, sprach nicht in so übermüthigem Tone mit ihnen und that sogar, als ob man sie anbete. Ach! damals gefielen Sie mir besser als mit Ihrem schönen Schlafrock."

„Fräulein, ich weiß nicht, warum Sie mir dies Alles sagen; ich bin hoffentlich der Herr, mich nach meiner Laune zu kleiden, und man wohnt nicht in der Chaussee d'Antin, um sich altväterisch anzuziehen."

„Fräulein und immer Fräulein! Ach, ich sehe, es ist aus und vorbei. Sie lieben mich nicht mehr."

Bouchenot schweigt; Cölina wendet den Kopf ab und fängt bitterlich zu weinen an. Obgleich sie ihre

Thränen verbergen will, bemerkt ihr ehemaliger Liebhaber doch ihre feuchten Wangen; er fühlt sich ergriffen, nimmt das Mädchen bei der Hand und frägt: „Warum weinen Sie denn?"

„Ach! Sie wissen es wohl."

„Ich will Ihnen aber gewiß keinen Kummer machen! Sehen Sie, Cölina, weinen Sie nicht mehr, seien Sie vernünftig und hören Sie mich an."

„Ich höre."

„Sie sind hübsch, Sie sind in der That sehr hübsch, und ich liebe Sie noch, weil Sie so hübsch sind."

„Weiter, weiter doch!"

„Ach, immer sprudelnd wie die brausende Jugend! Wohlan, meine theure Freundin, wir können uns noch bisweilen sehen. Es würde mir Vergnügen machen... Sie kommen, wenn ich Sie einlade. Sie werden einsehen, daß wir nicht mehr wie früher zusammenleben können, meine neue Stellung gestattet das nicht, sie beraubt mich auch des Glückes, mit Ihnen auszugehen. Dies sind die Opfer, die man der Gesellschaft, unter welcher man lebt, schuldig ist. Aber ich wiederhole Ihnen, das hindert uns nicht, uns noch zu lieben und auch fernerhin gute Freunde zu bleiben, und wenn ich Ihren Besuch empfangen kann, schreibe ich Ihnen."

Cölina gibt keine Antwort, aber sie wischt sich die Augen ab, steckt ihr Nastuch in ihre Schürze, steht auf und entzieht Bouchenot hastig ihre Hand, die er noch in der seinigen hält.

„Nun, was machen Sie denn?" fragt der junge Mann.

„Ich gehe. Adieu, Herr Bouchenot."

„Wie! Sie gehen, ohne mir zu antworten; was soll das heißen?"

„Das heißt, mein Herr, daß ich Nichts von der Zärtlichkeit eines Mannes will, der sich an mir schämt, der mich nur insgeheim lieben will und zu vornehm

ist, sich öffentlich mit mir zu zeigen. Das heißt, daß ich Ihren Uebermuth und Ihre Vornehmthuerei bemitleide und, obgleich ich nur eine Grisette, doch zu stolz bin, einen Geliebten zu haben, der mich, wenn Leute kämen, verstecken oder davon jagen würde."

„Aber, Cölina, ich . . ."

„O! Sie dachten nicht so, als Sie sich ganz nackt unter den Hahn meines Küchenfasses legten, um den schönen Leander mit mir zu spielen, mich für sich zu gewinnen und zu verführen!"

„Fräulein, damals . . ."

„Damals, Herr Bouchenot, waren Sie nicht so dumm wie heute, denn Sie wußten zu sprechen und sich angenehm zu machen; jetzt haben Sie nicht einmal den Muth, mir frei heraus zu gestehen, daß Sie mich nicht mehr lieben. Aber seien Sie beruhigt, ich werde Sie nicht mehr mit meinen Besuchen belästigen. Ich bin keine vornehme Dame, die in die Chaussee d'Antin paßt, und komme auch nicht mehr, ich versichere Sie. Was Sie betrifft, mein Herr, so denke ich nicht, daß Sie sich durch einen Gang in die Calander-Straße compromittiren werden; wenn aber Ihr Schicksal zufällig eine andere Wendung nehmen, Ihr Reichthum eben so schnell verschwinden würde, als er gekommen ist, dann, mein Herr, werden Sie mich jederzeit bereit finden, Ihnen, wenn es meine Kräfte erlauben, zu Dienst zu stehen, und ich werde Sie besser bei mir aufnehmen, als Sie mich heute. Damit empfehle ich mich Ihnen, Herr Bouchenot."

Als das junge Mädchen diese Worte gesprochen hat, verläßt sie das Zimmer, und sie hat bereits das Haus hinter sich, ehe ihr ehemaliger Liebhaber sich von seinem Staunen erholt.

„Meiner Treu', was kann ich machen! ich laufe ihr nicht nach," sagt Bouchenot dann vor sich hin. „Ich hätte sie gerne manchmal noch zum Zeitvertreib geliebt, weil sie aber die Sache ernsthaft nimmt, ist

es besser, wenn ich sie gar nicht mehr sehe. Außerdem hätte man erfahren können, daß ich mit einer Grisette im Verhältniß stehe, und das hätte mir geschadet; sie hat wohl daran gethan, sich zu entfernen. Es ist schade, daß sie nicht von Stande ist, denn sie ist wirklich hübsch; doch ich werde schon Andere finden, die mir besser gefallen, das kann mir gar nicht fehlen. Ich will mich mit meinem Schlafrock unter das Fenster legen."

Den Tag nach diesem Besuche hört Bouchenot, wie er eben im Begriff ist, seinen Schlafrock abzuziehen, um auszugehen, an der Thüre anklopfen. Er runzelt die Stirne und murmelt: „Ach, ich wette, Fräulein Cölina belästigt mich wieder! Diese kleine Grisette läßt mir keine leibliche Ruhe, das fängt an unerträglich zu werden. Wenn es so fortgeht, werde ich mich genöthigt sehen, sie durch den Portier zurückweisen zu lassen. Nun, herein, der Schlüssel steckt."

Man hat unterdessen die Thüre aufgemacht, und statt der kleinen Coloristin treten Georg und Timotheus in's Gemach.

„Wen sehe ich!" ruft Bouchenot aus; „meine theuren, lieben Freunde sind es! Ach, welch' freudige Ueberraschung!"

„Ja, wir sind es; wir müssen Dich aufsuchen, da wir nichts mehr von Dir sehen und hören," erwidert Georg, Bouchenot die Hand reichend.

„Der Teufel, welches Logis, welcher Luxus!" schreit Timotheus. „Als Cölina uns sagte, Du seiest reich geworden, wollten wir es nicht glauben, aber jetzt sehen wir, daß sie nicht gelogen hat."

„Ach! wie schön er ist in seinem Schlafrock!"

„Er sieht aus wie ein Pascha."

„Nicht wahr, meine Herren, er kleidet mich recht gut? Ach, mein Gott! es ist nicht so schwer, den Fashionable zu spielen, ich habe mich gleich daran gewöhnt, so leicht als an dieses Quartier. Ich kann

jetzt gar nicht mehr begreifen, wie man anderswo als in der Chaussee d'Antin wohnen kann."

„Ach, der Teufels-Bouchenot, er ist immer lustig, immer zum Spaßen aufgelegt!"

„Zum Spaßen? O nein, pfui, das ist ungebildet. Ich spaße und lache nicht mehr, ich betrage mich jetzt ganz vornehm. Aber nehmet doch Platz, meine Herren, es wird euch bequemer sein."

Georg und Timotheus lassen sich auf das Sopha nieder und Bouchenot setzt sich ihnen gegenüber, während er sich sorgfältig in seinen Schlafrock hüllt.

„Ei! mein lieber Bouchenot," nimmt Georg das Wort, „Du mußt uns auch sagen, durch welche Gunst des Schicksals Du in Deine neue Lage gekommen bist. Timotheus und ich glaubten, Du habest Heinrichs Stelle angenommen und wohnest bei ihm; vor einigen Tagen begegneten wir diesem aber und erkundigten uns nach Dir, statt aller Antwort ließ er uns dann Deinen Brief lesen, worin Du ihm anzeigst, daß er über die Dir angebotene Stelle verfügen könne. Heinrich war eben so neugierig wie wir, die Ursache Deiner veränderten Verhältnisse zu erfahren, aber wir wußten nicht mehr als er. Gestern hat Timotheus bei unserer kleinen Nachbarin nach Dir gefragt. Sie hat ihm seufzend Deine Adresse gegeben, denn sie behauptet, das Glück habe Dein Herz verhärtet. Wir wollten es ihr nicht glauben und sind deßhalb selbst zu Dir gekommen."

„Und ihr habt wohl daran gethan, meine lieben Freunde; ihr werdet mich stets bereit finden, euch nützlich oder dienstbar zu sein. Was die kleine Nachbarin betrifft, ach! meiner Treu', so werdet ihr wohl begreifen, daß Verbindungen dieser Art nicht immer dauern können. Fräulein Cölina's Manieren und Gespräch gefallen mir nicht mehr, man merkt ihr zu sehr die Grisette an."

„Sage lieber, Du mögest sie nicht mehr, das

finde ich natürlich, aber Du die Grisette verachten und vergessen, was das junge Mädchen für uns gethan hat... ach! das wäre sehr unrecht, Bouchenot, und ich könnte es nicht billigen! Wenn Dich das Glück undankbar macht, so beweisest Du bloß, daß Du es nicht verdienest."

„Nein, nein, ich bin nicht undankbar, aber man muß seinen Rang in der Gesellschaft beobachten. Auf dem Boulevard des Italiens, meine Herren, geht man nicht mit einer Grisette am Arm spazieren!"

„Aber oft mit Frauenzimmern, die weniger werth sind als eine Grisette! Damit hast Du uns aber noch nicht auf unsere Frage geantwortet. Sag', woher bringst Du Dein vieles Geld? welche Stelle versiehst Du, die Dich so stolz macht?"

„Stelle? Ich brauche, Gott sei Dank, gar nichts zu thun, ich lebe von meinen Renten."

„Ah! Du hast Renten?" sagt Timotheus, die Augen aufreißend; „und seit wann? Du hattest keine, als wir zu Drei nur einen Rock besaßen."

Bouchenot ist verlegen; er schlägt mehrere Male seinen Schlafrock auseinander und wieder zusammen, betrachtet seine Pantoffeln und murmelt: „Andere Zeiten, andere Sitten... das Schicksal ist uns nicht immer feindselig... der Teufel steht nicht immer bei armen Leuten Schildwache... der Krug geht so lange zum Brunnen..."

„Ei, Bouchenot, willst Du den ‚Sancho Pansa' spielen?" unterbricht ihn Georg lachend; „bleib' mit Deinen Sprüchwörtern zu Hause und gib uns Antwort. Woher hast Du Deinen neuen Reichthum?"

„Meiner Treu', lieben Freunde," entgegnet Bouchenot, „wenn ich euch die Wahrheit gestehen muß: ich habe in der Lotterie gewonnen."

„In der Lotterie!" ruft Georg, Bouchenot fest anblickend, aus; „die Lotterien sind ja seit einem Jahre verboten!"

„Ach nein, nicht in der Lotterie, beim Roulette wollte ich sagen.“

„Beim Roulette!“ versetzt Timotheus; „die Spielhäuser sind doch seit sechs Monaten geschlossen!“

„Nein, nein, nicht beim Roulette,“ entgegnet Bouchenot, mit seinem Schlafrock beschäftigt, „ich scherzte nur, ich weiß, daß, Gott sei Dank, die Spielhäuser geschlossen sind, denn das Spielen ist eine sehr unmoralische, scandalöse Sache! Wie viele Familienväter und junge Leute haben sich an diesen fluchwürdigen Orten ruinirt! Ich weiß ein Lied davon zu singen; ich selbst habe mich oft in Verlegenheiten gestürzt, eines Abends besonders, als ich nur noch vierzig Sous in meiner Tasche hatte und es heftig regnete...“

„Davon ist jetzt nicht die Rede,“ fällt Georg dem Erzähler in's Wort; „wir brauchen diese Geschichte nicht zu hören; den Ursprung Deines neuen Vermögens wünschen wir kennen zu lernen.“

„Habe ich es euch nicht gesagt, das ist komisch, ich glaubte es euch schon gesagt zu haben. Wohlan, meine Freunde, ich hatte in eine fremde Lotterie gesetzt, ein Loos, ihr wißt, eines dieser Serien-Billete gekauft, die Einem die Bankiers oft sogar in unfrankirten Briefen zuschicken! Das Schloß Tranf... Trans... Trackenstemberg oder wie es heißt, wurde herausgespielt. Kurz, ich habe es gewonnen, ich hätte mein Schloß beziehen können, aber ihr werdet wohl begreifen, daß ich lieber in Frankreich, in Paris bei meinen Freunden blieb. Ein Bankier machte mir das Anerbieten, mir mein Schloß für hundert und zwanzigtausend Franken abzukaufen; ich willigte ein, und habe auf diese Weise sechstausend Franken Renten, das ist die Geschichte!“

Während Bouchenot erzählt, runzelt Georg die Stirne und seine Züge nehmen einen kalten, gleichgültigen Ausdruck an; Timotheus sieht dagegen Georg mit einer Miene an, die sagen wollte: glaubst Du das?

Bouchenot hat aufgehört zu sprechen und seine beiden Freunde schweigen. Nach einer Weile sagt aber Timotheus: „Cölina hast Du übrigens keine Lotteriegeschichte erzählt, sondern Du hast gesagt, Du habest einen entfernten Verwandten geerbt.“

„Ach ja, es ist wahr, das habe ich zu ihr gesagt, allein ihr werdet einsehen, daß es nicht nothwendig ist, Jedermann auf die Nase zu binden, wie man zu seinem Gelde gekommen ist.“

„Wenn man sein Vermögen auf rechtliche Weise erworben hat, braucht man sich nicht zu scheuen, es offen zu gestehen,“ versetzt Georg, „aber oft verdankt man seine Wohlhabenheit einer unlautern Quelle, dann erfindet man tausend Geschichten, eine dummer als die andere, um zu verbergen, was man frei zu bekennen sich schämt.“

„Die Aermel meines Schlafrocks sind zu weit,“ sagt Bouchenot, „aber sie werden sich schon legen, es ist ein indischer Stoff dabei. A propos, meine Freunde, wir werden hoffentlich mit einander frühstücken? So werden wir uns doch nicht trennen, wir wollen in's Café Anglais gehen; ich mache mir das Vergnügen, euch zum Frühstück einzuladen.“

„Ich danke,“ erwidert Georg, sich erhebend, „ich kann Deine Einladung nicht annehmen, ich habe diesen Morgen zu thun.“

„Ach der Teufel, das ist ärgerlich. Jedenfalls wird dann aber Timotheus...“

„Ich bedaure,“ entgegnet dieser, ebenfalls aufstehend, „ich habe auch Geschäfte und werde mich mit Georg entfernen.“

„Wie, meine Herren, ihr schlagt es Beide aus? Von alten Freunden ist das sehr unrecht, ihr könnt eure Geschäfte später besorgen, wir wollen wieder einmal lachen, Champagner trinken! Nun, seid ihr dabei?“

„Lebwohl, Bouchenot!... Gehst Du mit, Timotheus?“ sagt Georg trocken.

„Ich bin bereit," erwidert Timotheus, seinen Hut nehmend.

„Ei, ihr entfernt euch so schnell ... warum Teufels pressirt ihr denn so?" schreit Bouchenot seinen beiden Freunden nach. Diese waren aber bereits an der Thüre des Hausganges und gingen, ohne zu antworten und ohne dem neuen Reichen die Hand zu reichen, die Treppe hinab. Der Letztere kehrt dann ganz verblüfft in sein Zimmer zurück, wirft sich auf sein Sopha und spricht bei sich: „Wie barsch sie mich verlassen! Schenken sie wohl der Lotteriegeschichte keinen Glauben? Kann man denn aber nicht auch Geheimnisse, Privat-Angelegenheiten haben? Diese Herren sind doch gar zu neugierig. Da sehe Einer her, man kann nicht einmal reich sein, ohne auszuschellen, wie man zu seinem Vermögen gekommen ist. Sie sollen auch solche Fragen in Gesellschaft bei gebildeten Leuten machen, dann werden sie schön ankommen!"

Viertes Kapitel.

Bouchenot will sich verheirathen.

Am letzten Tage des Monats erhält Bouchenot einen Brief durch die Post; er ist an seine neue Wohnung in der Chaussee d'Antin adressirt, zum Beweise, daß man sich vorher in der Calander-Straße erkundigt hat.

Bouchenot macht eilends den Brief auf: es stand kein Wort darin, sondern er enthielt bloß einen Kassenschein von fünfhundert Franken, den der Adressat mit dem freudigen Ausruf begrüßt: „Gut, ganz gut: man schickt mir mein Einkommen, man könnte nicht exacter sein. Mein Geld ist allem Anschein nach sicher placirt und ich kann wegen meiner Renten ruhig schlafen. Ich bin reich und darf müßig gehen;

welches Glück! Man hat das Gewerbe, woran ich Freude finde, richtig errathen!“

Bouchenot setzt seine Lebensweise, wie er sie, seit er in der Chaussee d'Antin wohnt, angenommen hat, fort: er steht spät auf, bringt einen großen Theil des Tages mit seiner Toilette zu, geht in's Kaffeehaus, liest die Journale, die Revuen, hört, was es Neues gibt, geht spazieren, ißt zu Mittag und betrinkt sich nicht mehr, weil das ungebildet ist; dann geht er in's Theater oder lustwandelt in einem Garten, wo Musik zu hören ist, begibt sich hierauf nach Hause und legt sich mit dem Bewußtsein: heute habe ich mich den ganzen Tag höchst anständig betragen, ich bin zufrieden mit mir, zu Bette.

Mehrere Monate verstreichen auf diese Weise, ohne eine Veränderung in Bouchenots Existenz herbeizuführen. An dem Ende jeden Monats erhält er regelmäßig durch die Post einen Kassenschein von fünfhundert Franken. Er hat sich bereits so an den Empfang desselben gewöhnt, daß er die Adresse gleichgültig erbricht, das Bankbillet ohne Lächeln betrachtet und ziemlich kühl in einem hübschen Sekretair aufhebt, den er sich angeschafft hat. Seit einiger Zeit strahlt nicht mehr jene Zufriedenheit aus den Zügen des jungen Mannes, wie im Anfange seines Glückes: er sieht etwas gelangweilt, kalt und ernst aus, man würde vergeblich die Heiterkeit auf seinem Gesichte suchen, die es sonst verklärte. Der Bouchenot in der Chaussee d'Antin gleicht dem in der Calander-Straße nicht mehr. Wenn sein ganzes Wesen auch etwas an Anstand gewonnen hat, so hat dagegen sein Antlitz viel von dem verloren, was es charakterisirte und reizend machte.

Kurz, inmitten seiner Größe, seines hübschen Logis in der Chaussee d'Antin und seines prächtigen Schlafrocks von persischem Stoffe überrascht sich Bouchenot häufig beim Gähnen. Umsonst gibt er sich alle Mühe,

der ihn beschleichenden Langeweile zu entgehen, umsonst streckt er sich auf seinem Sopha aus, betrachtet sich im Spiegel und spricht bei sich: „Ich bin sehr glücklich, sehr nobel; es gibt keinen glücklichern Menschen als ich bin!“

Die Langeweile, die sich gern unter einen schönen Schlafrock und in ein hübsches Logis einschleicht, hat sich auch bei Bouchenot Zutritt verschafft und scheint sich bei ihm einbürgern zu wollen; die modernen Kleider, die Wohlgerüche, die Spaziergänge und die Abende im italienischen Opernhause scheinen sie nicht verdrängen zu können; sie macht im Gegentheil merkliche Fortschritte und leistet dem neuen Reichen Tag für Tag treuliche Gesellschaft.

Die kleine Cölina hat sich nicht mehr bei dem jungen Manne, ihrem früheren Liebhaber, sehen lassen, und dieser auch nicht nöthig gehabt, sie von seinem Portier abweisen zu lassen; Timotheus und Georg haben ihren ehemaligen Stubengenossen nicht mehr besucht. Bouchenot hat sie bisweilen unterwegs begegnet, allein so oft er im Begriff stand, sie anzureden, gingen sie hastig an ihm vorüber und stellten sich, als ob sie ihn nicht kennten. Heinrich machte es ihm ebenso, wenn er ihn irgendwo traf, und Bouchenot lächelt umsonst und streckt vergebens seinen alten Freunden die Hand entgegen.

„Wahrscheinlich,“ denkt er bei sich, „beneiden mich die Herren um mein Geld und meine neue Stellung, deßhalb wollen sie auch nicht mehr mit mir sprechen und thun fremd, wenn ich ihnen begegne. O! das muß es sein, ich darf nicht daran zweifeln, sie sind ärgerlich, daß ich mich jetzt in einer so glücklichen Lage befinde. O, die Menschen! der Neid frißt sie alle; aber doch wundert mich dieses an meinen alten Freunden, mich nicht mehr anzusehen, weil ich reich, gut gekleidet und vornehm bin! Pfui, wie gering, auf mein Glück eifersüchtig zu sein!“

Bouchenots Glück bestand übrigens in immer häufigerem, längerem Gähnen, welches am Ende so überhand nahm, daß er sich seine immer wachsende Langeweile nicht mehr verbergen konnte, und an einem schönen Morgen hält er beim Aufstehen folgenden Monolog: „Sapperlot! ein Glück wie das meinige ist sehr langweilig, es ist mir klar, ich langweile mich zum Verzweifeln. Sonderbar! ich habe Geld, mich zu unterhalten und amüsire mich nicht mehr. Was soll das heißen, woran liegt das? Ich habe nichts zu thun und weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll! Es ist wirklich unbegreiflich. Der Teufel! ich muß ein Mittel finden, mich glücklich zu fühlen, ohne zu gähnen und schläfrig zu sein. Ich will nicht, daß ich durch das Uebermaß meines Glückes den Spleen bekomme! Ich will mir nicht wie die Engländer, um der Langeweile ein Ende zu machen, eine Kugel vor den Kopf schießen; ich will lachen und fröhlich sein wie ehedem, als ich über keinen Sous zu gebieten hatte. Damals verschönerten die Liebe und die Weiber mein Dasein, damals hatte ich immer drei oder vier Liebschaften zugleich, jetzt bin ich verlassen. Es ist unfaßlich! Die Grisetten lächeln mir in's Gesicht; die vornehmen Damen lassen mich umsonst liebäugeln? Ha, der Kuckuk! mir kommt ein Gedanke: wenn ich heirathen würde! Heirathen, um sich nicht mehr zu langweilen, scheint auf den ersten Blick sonderbar, aber ich habe die Hoffnung, daß mir diese Veränderung meiner Lage vortheilhaft sein wird. Ich habe wenigstens, wenn ich verheirathet bin, Jemand um mich, mit dem ich sprechen kann; ich beschäftige mich dann mit meinem Haushalt und das wird mir Zerstreuung verschaffen; ich bitte meine Frau, sie soll mir Früchte einmachen und esse den Schaum davon weg. O, das muß sehr unterhaltend sein! Ich bekomme Kinder, sehr viele Kinder, spiele mit meiner Tochter mit der Puppe und mit meinem Sohne mit

dem Kreisel. O! wie köstlich muß das sein, dann habe ich gewiß keine Zeit mehr, mich zu langweilen. Wie schade, daß mir dieses nicht schon lange einfiel! Ich muß geschwind heirathen, aber eine reiche Frau suchen, denn da ich meine sechstausend Franken Renten allein aufzehre, hätte ich nicht genug für Frau und Kinder."

Es handelte sich bloß noch darum, eine reiche, hübsche Frau zu suchen, denn dieses letztere schien Bouchenot ebenfalls nothwendig. Da er häufig in dasselbe Kaffeehaus ging, hatte er die Bekanntschaft eines alten Junggesellen gemacht, der in allen Gesellschaften Zutritt und ihm schon oft angeboten hatte, ihn auf einen Ball oder in eine Soiree einzuführen. Herr Feuillard, so hieß der alte Hagestolz, war einer jener Männer, die ihr Leben in dem Schooße des Vergnügens zugebracht haben und die man sicher ist, bei jedem Feste, jeder Feierlichkeit und in jeder neuen Aufführung zu treffen. Da er trotz seiner Jahre die Neigungen und den Anzug eines Dandy beibehalten, hatte er eine besondere Vorliebe für die Gesellschaft junger Leute, und deßhalb hatte er auch Bouchenot seine Freundschaft zugewendet.

Eines Morgens, als Bouchenot eine Tasse Chokolade neben seinem neuen Bekannten trank, sagte er zu diesem: „Herr Feuillard, Sie würden mir doch Etwas nicht glauben?"

„Was denn, mein lieber Freund?"

„Daß ich, der ich sechstausend Franken Renten und nichts zu thun habe, in der Chaussee d'Antin wohne und in den ersten Gasthäusern der Stadt esse, mich langweile, ja seit einiger Zeit peinlich langweile."

„Darin sehe ich nichts Außerordentliches, mein lieber Freund, denn ich, der ich mein Leben im Schooße des Vergnügens, der Festlichkeiten, der glänzendsten Reunions zugebracht, nie ein großes Concert, ein Pferderennen, eine Fahrt nach Longchamp, eine

erste Vorstellung versäumt habe, nun, ich selbst habe mich gar oft gelangweilt. Was ist zu machen? Die ewigen Vergnügungen führen manchmal Monotonie herbei; dann, werden Sie leicht begreifen, darf ein gebildeter Mann nicht lachen und sich belustigen wie ein Kunstjünger, ein armer Student, der sich über Alles wegsetzt, wenn es ihm nur Spaß macht. Wir müssen eine feine, noble, auserwählte Unterhaltung haben, und diese findet man nicht so leicht; deßhalb gähnt man auch so häufig in guter Gesellschaft. Aber tröften Sie sich: die Langeweile ist etwas sehr Anständiges! Sie werden sich nie dadurch lächerlich machen, wenn Sie sich nur auf gebildete Weise langweilen. Sie können dieses Gefühl dann ein Nervenleiden, ein Mißbehagen oder sonst eine Beschwerde nennen, man wird Mitleiden mit Ihnen haben und Ihnen auf tausenderlei Weise seine Theilnahme an den Tag legen."

„Das ist Alles ganz gut, Herr Feuillard, aber ich möchte mich lieber nicht langweilen und mich deßhalb verheirathen."

„Ha, ha, ein sonderbarer Einfall! dieser Gedanke ist mir nie gekommen. Aber wer weiß, vielleicht kann er jetzt, wo Alles homöopathisch behandelt wird, reussiren. Heirathen wir also, mein Lieber, das ist jetzt etwas sehr Leichtes."

„Wirklich! wüßten Sie mir eine Frau?"

„Frauen, Wittwen, Mädchen... ach, mein Gott! gibt es denn nicht immer genug? Sehen Sie auf Vermögen?"

„Ja, ich habe sechstausend Franken Renten, meine Frau soll also wenigstens eben so viel besitzen."

„Das ist in Ordnung; sie muß sogar mehr haben."

„Das wäre mir noch lieber."

„Reiche Fräulein hängen oft an kleinen gesellschaftlichen Vorzügen, die in der Welt Beifall finden. Sagen Sie mir, welche Vorzüge haben Sie?"

„Vorzüge?"

„Oder Talente, wenn Sie lieber wollen; sind Sie Maler?"

„Nein."

„Dichter?"

„Nein."

„Musiker?"

„Nein."

„Durchaus nicht?"

„Ganz und gar nicht."

„Können Sie denn nicht einmal eine Romanze, eine kleine Nocturne singen?"

„Nichts als Berangers Lieder."

„Teufel! ich möchte Etwas an Ihnen entdecken, wodurch Sie sich empfehlen könnten."

„Ich tanze und walze vorzüglich."

„Pfui, man tanzt nicht mehr, man geht nur noch."

„Ich trinke ein Glas Champagner auf einen Zug aus."

„Ach, Sie Trunkenbold! das ist nicht übel, so Etwas gefällt bei Tische, aber den Damen nicht. Was würden Sie thun, wenn man Ihnen ein Stammbuch überreichte und Sie bäte, Etwas darein zu machen?"

„Ich kann mit drei Federzügen eine Katze zeichnen."

„Wirklich? O, das ist köstlich! Zeigen Sie mir Ihr Talent gleich. Kellner: Papier und Feder!"

Der Kellner des Kaffeehauses bringt das Verlangte. Bouchenot macht Katzen über Katzen. Der alte Feuillard ist entzückt und schreit: „Vortrefflich, originell; damit können Sie ein Frauenzimmer mit zwölf- bis fünfzehntausend Franken erobern. Begleiten Sie mich heute Abend, ich will Sie in einer Gesellschaft vorstellen, wo Sie Fräulein Mirevalle treffen werden. Das ist eine junge, reiche Dame, die stammbuchwüthend ist. Ich werde von Ihrem außerordentlichen Talent, Katzen mit der Feder zu zeichnen, zu sprechen suchen; man wird Ihnen das Stammbuch

zusenden, Sie bringen es hierauf selbst zurück und dies gibt Veranlassung, in's Haus zu gelangen. Sie machen alsdann die Cour; das Uebrige fügt sich von selbst."

Bouchenot ist selig; er begibt sich nach Hause und übt sich den ganzen Tag im Katzenmachen ein. Er nützt zwei Büschel Federn ab und besudelt ein Ries Papier; er wird aber auch so geschickt darin, daß er sich fähig fühlt, sein Talent in dem Stammbuch einer Modedame zu produziren. Abends sucht er Herrn Feuillard auf und dieser führt ihn zu einem Gelegenheitsmacher in der Provencer-Straße, wo große Gesellschaft ist. Fräulein Mirevalle erscheint bald in Begleitung ihres Vaters.

Seit Bouchenot jährlich sechstausend Franken zu verzehren hat, hat er eine Zuversicht im Betragen angenommen, die man in der Gesellschaft oft für Lebensart hält. Er fühlt sich nicht mehr verlegen in einem Salon und bietet dem Blicke der Anwesenden keck Trotz. Er sucht sich in die Nähe des Fräulein Mirevalle zu schleichen; dieses ist ein ziemlich hübsches, an den gesellschaftlichen Ton gewöhntes Frauenzimmer, die man eher für eine verheirathete Dame als ein Fräulein hätte halten können.

Der alte Feuillard weiß das Gespräch geschickt auf die Stammbücher zu lenken und Bouchenots Talent, so wie seine Gefälligkeit zu preisen; auch war der Abend noch nicht zur Hälfte verstrichen, als Fräulein Mirevalle Bouchenot bereits um die Erlaubniß gebeten, ihm ihr Album zu schicken, und dieser ihr versprochen hatte, ihr eine Katze zu zeichnen.

Tags darauf erhält Bouchenot das Stammbuch, und nachdem er seine ganze Kunst in demselben entwickelt hat, bringt er es dem Fräulein selbst zurück, denn der alte Feuillard hat ihm gerathen, durchaus nicht schüchtern zu sein und sich kühn zu erklären.

Der junge Mann wird sehr gut aufgenommen;

die Katze wird zum Entzücken schön gefunden. Bouchenot verspricht mehreren Freundinnen des Fräuleins Mirevalle auch welche zu machen und hat auf diese Weise Zutritt zu der Dame gefunden, der er die Cour machen will.

Fräulein Mirevalle hatte einen originellen Charakter und die Eigenheit, den übrigen Personen ihres Geschlechtes nicht gleichen zu wollen. Sie bemerkte bald, daß sich Bouchenot um ihre Gunst bemühte. Sie fand, daß er mehr Affektation als Lebensart, mehr Anmaßung als Geist hatte, und in seinen Manieren oft so linkisch war, daß es an's Komische streifte; dies Alles hätte einer Andern mißfallen können, aber aus demselben Grunde nahm Fräulein Mirevalle Bouchenots Erklärung gnädig auf; außerdem hielt sie es für sehr interessant, sich durch Veranlassung einer Katze zu heirathen.

Nach sehr kurzer Zeit dachte Bouchenot, der Einwilligung des Fräuleins, die er zu heirathen wünschte, gewiß, auch daran, die Zustimmung des Vaters zu erhalten. Der Papa ließ sich nicht durch Federzeichnungen verführen, aber er liebte seine Tochter herzlich, und man hatte allen Grund, zu hoffen, daß er die von ihr gemachte Wahl billigen werde.

Bouchenot trug also sein Gesuch dem Vater des Fräuleins vor, und Herr Mirevalle erkundigte sich bei dem, der sich ihm als künftiger Eidam vorstellte, zunächst nach seinen Familien-Verhältnissen und seinem Vermögen. Bouchenot gab sich für den Sohn eines Großhändlers aus, der ihm sechstausend Franken Renten hinterlassen habe.

„Meine Tochter erhält zwar noch einmal so viel," sagt Herr Mirevalle, „wenn Sie ihr aber gefallen, so soll das kein Hinderniß sein. Wo haben Sie Ihre Gelder placirt? In einem Geschäfte, auf Häusern, Ländereien oder beim Staate?"

Bouchenot war nicht auf diese Frage gefaßt; sie

brachte ihn in Verwirrung und Verlegenheit. Er suchte eine Ausflucht und stammelte endlich: „Meine Capitalien... meine Capitalien stehen sehr gut; man bezahlt mich alle Monate regelmäßig."

„Man bezahlt die Zinse monatlich! Also stehen sie nicht beim Staate?"

„Nein, sie stehen bei einem meiner Freunde."

„Bei einem Ihrer Freunde? Ist dieser Notar, Wechselagent, Bankier? Kurz, ist seine Zahlungsfähigkeit anerkannt?"

Bouchenot zieht sein Nastuch heraus, steckt es wieder in die Tasche, zieht es noch einmal heraus und besinnt sich, was er antworten soll; sein Zögern entgeht Herrn Mirevalle nicht, er scheint dem Vermögen des jungen Mannes nicht recht zu trauen, und fährt in trockenem Tone fort: Nun, mein Herr, Sie wissen, glaube ich, nicht einmal, wo Ihre Capitalien stehen?"

„Entschuldigen Sie," entgegnet Bouchenot, indem er einen zuversichtlichen Ton anzunehmen sucht, „entschuldigen Sie, Herr Mirevalle, meine Capitalien stehen bei einem Gewürzkrämer."

„Bei einem Gewürzkrämer!" ruft Herr Mirevalle mit einem höhnischen Lächeln aus: „sonderbar! in diesem Falle, mein Herr, fordere ich Sie auf, dieselben aufzukündigen und beim Staate anzulegen; und wenn Sie mir Ihren Einschreibungsschein vom Staatskassenbuch bringen, wollen wir wieder von Ihrem Antrage sprechen; bis dahin ist es aber überflüssig, daß Sie meiner Tochter die Cour machen und unser Haus besuchen."

Damit kehrt Herr Mirevalle Bouchenot den Rücken zu; dieser entfernt sich beschämt und denkt: „Da war es schon der Mühe werth, daß ich mich im Katzenzeichnen übte. Welch' lächerlicher Vater! Ich sage ihm, ich habe sechstausend Franken Renten und er will meinem Worte nicht glauben... ich kann ihm

aber doch keinen andern Beweis geben. Ich glaube, daß er dies nur als Vorwand gebraucht hat und ich ihm nicht reich genug bin. Ich scheere mich übrigens um all' diese Leute nichts; jetzt heirathe ich ein Frauenzimmer ohne Vermögen, und wenn wir sparsam sind, reicht mein Einkommen doch hin. In der Gesellschaft, in welche mich der alte Feuillard eingeführt hat, sah ich ein reizendes Mädchen, Fräulein Desbruyer. Ich habe mich erkundigt, warum sie nicht heirathet? Weil sie Nichts hat, antwortete man mir. Wohlan! ich will mich edler, großmüthiger zeigen als andere Männer; ich will Fräulein Desbruyer heirathen."

Bouchenot macht seinen alten Freund damit bekannt, daß er seinen Entschluß geändert habe: Fräulein Mirevalle gefalle ihm nicht mehr, er habe sein Auge auf Fräulein Desbruyer geworfen.

„Die Letztere," erwidert Herr Feuillard, „ist allerdings sehr schön, aber sie hat kein Vermögen."

„Das ist mir gleichgültig, ich habe für uns Beide genug."

„Sie treten allerdings auch in eine in jeder Beziehung sehr ehrenwerthe Familie ein."

„Das genügt mir; kennen Sie Herrn Desbruyer?"

„Genau."

„Stellen Sie mich als Freier vor und lassen Sie uns die Sache schnell abmachen; ich bin ungeduldig, mich zu verheirathen, um mich nicht mehr zu langweilen. Muß man auch Katzen zeichnen, um diesem Fräulein zu gefallen?"

„Nein; sie ist sehr bescheiden, sie hat kein Album."

„Das ist mir lieber. Mit einer Frau, die allen Künstlern und allen geschickten Männern nachläuft und sie bittet, ihr Etwas zu machen, sehe ich wohl ein, hätte ich nicht ruhig leben können. Wenn man einen Mann heirathet, weil er eine Katze machen kann, ist es sehr wahrscheinlich, daß man ihn mit einem,

der ein Pferd oder sonst Etwas machen kann, hintergeht. Die Stammbuch-Leidenschaft kann sehr weit führen.“

Herr Feuillard hat seinen Schützling bei den Eltern des hübschen Mädchens als einen jungen Mann eingeführt, der sich durch die Reize des Fräuleins Debruyer gefesselt fühle und ihr sein Vermögen und seine Hand anzutragen wünsche.

Bouchenot wird ausgezeichnet empfangen. Er hat Zutritt bei einer liebenswürdigen Familie und kann einem reizenden Mädchen, welches seine Huldigungen zwar schüchtern, aber erkenntlich für seine uneigennützige Liebe aufnimmt, die Cour machen. Er bemüht sich leidenschaftlich um sie, denn er sehnt sich, der Gatte eines jungen, schönen Frauenzimmers zu sein, das eben so viel Tugenden als Reize besitzt.

Die Eltern sind ihrerseits hocherfreut, eine gute Parthie für ihre Tochter gefunden zu haben, und nichts scheint sich Bouchenots Hymen zu widersetzen. Schon ist der frohe Tag bestimmt; man beschäftigt sich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit, der zu machenden Einladungen, dem Anzuge der Braut, als der Vater der Verlobten, wie er sich eines Tages mit Bouchenot allein befand, zu diesem sagte: „In der That, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Erkenntlichkeit ausdrücken soll: Sie sind reich und heirathen ein Mädchen ohne Vermögen! Wenige Männer würden handeln wie Sie.“

Bouchenot verbeugt sich, sein künftiger Schwiegervater fährt fort: „Sie werden es wahrscheinlich nicht unpassend finden, daß ich mich nach einigen Details über Ihr Vermögen erkundige. Ein Vater muß vor allen Dingen wissen, welchen Händen er sein Kind anvertraut, und meine Fragen können Sie nicht beleidigen. Es ist bei solchen Verhältnissen gebräuchlich, seiner neuen Familie seinen Stand und seine Lage zu eröffnen. Ein einziger Blick in Ihre Angelegen-

heiten wird mir genügen. Seien Sie überzeugt, Herr Bouchenot, daß ich diese Frage nur aus Pflicht und nicht etwa aus einem Gefühle des Mißtrauens an Sie stelle."

„Der Teufel soll Dich holen mit Deiner Pflicht!" denkt Bouchenot. „Der wird mich gerade so fragen wie der Andere! Wenn ich ihm sage, ich habe Renten, so wird er wissen wollen, woher ich sie beziehe. Rasch, einen kühnen Entschluß gefaßt, ich will ein anderes Mittel versuchen!"

Herr Desbruyer scheint über das Schweigen seines künftigen Schwiegersohnes erstaunt; dieser wendet sich endlich nach ihm um und antwortet in sehr überzeugendem Tone: „Herr Desbruyer, man hat Ihnen vielleicht gesagt, ich habe Vermögen, Renten? Nun denn, man hat Sie falsch berichtet."

„Wie so, mein Herr?"

„O, seien Sie beruhigt, ich bin deßhalb nicht minder geborgen. Ich nehme monatlich fünfhundert Franken ein, die mir regelmäßig bezahlt werden. Das ist hinreichend."

„Sie haben also eine Stelle?"

„Eine Stelle? . . . Ja, so ist es, ich habe eine Stelle."

„Und in welchem Fache, wenn es Ihnen gefällig ist?"

„In welchem Fache? Ach, mein lieber Herr, Sie sind sehr neugierig."

„Neugierig, wenn es sich um das Schicksal meiner Tochter handelt? Meine Frage muß Ihnen im Gegentheil sehr natürlich erscheinen, Herr Bouchenot. Wollen Sie mir gefälligst sagen, welche Stelle Sie bekleiden."

„Wenn ich es Ihnen aber nicht sagen mag."

„Dann, mein Herr, heirathen Sie meine Tochter nicht."

„Wie! Sie verweigern mir Ihre Tochter, die

nichts hat, während ich ihr ein behagliches Leben verspreche und fünfhundert Franken monatlich beziehe?"

„Und wenn Sie eine zehnmal größere Einnahme hätten, würde ich Ihnen die Hand meiner Tochter verweigern, wenn ich nicht wüßte, auf welche Weise Sie Ihr Geld verdienen."

„Herr Desbruyer, Sie sind lächerlich."

„Nein, mein Herr, ich bin ein rechtlicher Mann und will nur Leute zu meiner Familie zählen, die eine ehrenvolle Stellung einnehmen. Wenn Sie meine Fragen nicht beantworten wollen oder können, so ist es überflüssig, daß Sie weiter an meine Tochter denken."

„Wenn es mir aber unmöglich ist, Ihre Fragen zu beantworten?"

„Dann, Herr Bouchenot, habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Bouchenot ist somit höflich die Thüre gewiesen worden. Er kehrt nach Hause zurück und spricht unterwegs vor sich hin: „Alle diese Leute sind entsetzlich lächerlich ... darauf bestehen, wissen zu wollen, wie ich mein Geld verdiene! Wenn das so ist, heirathe ich lieber nicht. Dann macht man wenigstens keine so dummen Fragen an mich, die ich nicht beantworten kann."

Fünftes Kapitel.

Drei junge Leute auf anderem Wege.

Wir wollen Bouchenot eine Zeit lang in seiner Chaussee d'Antin lassen, wo er sein Möglichstes thut, die Langeweile zu besiegen, die ihn verzehrt, und zu seinen drei Freunden zurückkehren, welche einen andern Weg eingeschlagen haben, zu Glück und Reichthum zu gelangen.

Timotheus, der nun das Geld, das ihm sein Vater

gab, für sich allein hatte, reichte damit vollkommen aus, da der Geschmack, den er an der Arbeit findet, die Gedanken an Zerstreuung bei ihm nicht aufkommen läßt. Er konnte sich jetzt anständig kleiden, verfolgte seine Laufbahn, seine Studien, hat sein Examen gemacht und ist eben Advokat geworden. Stolz auf diesen neuen Titel nimmt sein Eifer für die Arbeit noch zu, und die über sein gutes Verhalten erfreuten Eltern verdoppeln die Summe, die sie ihm ausgesetzt haben, um ihn in den Stand zu setzen, in der Welt zu erscheinen, wo das Verdienst nicht immer ausreicht zum Emporkommen, wo es aber dennoch selten vorkommt, daß fortgesetzte Arbeit und gutes Verhalten nicht belohnt werden.

Georg hat die schriftstellerische Laufbahn verfolgt, eine undankbare Laufbahn, wo die Erfolge Feinde machen, wo die Lorbeeren Dornen sind, wo man nur über tausend Hindernisse hinweg ankommt, weil Verdienst viel mehr Neider hat als Arbeit und Wohlverhalten. Man verzeiht es einem Menschen, daß er sich durch seine Arbeit ein Vermögen zusammengerafft hat, aber man verzeiht ihm nicht, ein wenig Ruhm erworben zu haben, und man sucht unaufhörlich denselben ihm streitig zu machen. Was den Mann von Talent tröstet und ihn fest den betretenen Weg fortwandeln macht, ohne die Wespen zu fürchten, die unaufhörlich um seine Ohren sumsen, ist, daß mitten unter dieser Menge Neider und Kritiker, Thoren, Pedanten und Uebelwollender eine allen Parteien fremde Macht auftaucht, eine Macht, die seine Werke ohne Leidenschaft, ohne Parteilichkeit beurtheilt, die sich an den anschmiegt, der ihr gefällt, und den zurückstößt, der ihr Langeweile macht oder sie ermüdet: diese Macht ist die wahre öffentliche Meinung; sie kauft die Bücher und geht zahlend in's Schauspiel, sie macht den Erfolg trotz öffentlicher Blätter und Intriguen, und man mag sagen, was

man will, nur durch sie erwirbt man einen dauernden Ruf.

Die ersten Stücke Georgs waren von Erfolg gekrönt; allein er fühlte ein Bedürfniß, weitläufiger zu beschreiben, was er dachte, beobachtete; er verspürte den Wunsch in sich, seine Feder seinen Gedanken zu überlassen, Charaktere zu studiren, sie bis in ihr tiefstes Innere zu verfolgen; er wollte Sittenschilderungen, Volksscenen, Originalporträts, bürgerliche Gesellschaften, die Fähigkeiten aller Stände und namentlich die Scenen aus dem Privatleben, die Gefühle der Jugend, des verständigen Alters, die Liebschaften der Grisette und der Frau von Welt, kurz die Zeitgenossen, so wie man sie bei jedem Schritte im Leben begegnet, schildern können, und nicht mit jenen gezwungenen Leidenschaften, jenen idealen Schönheiten, die man nur in der Einbildung eines Schriftstellers findet.

Er hatte zu sich selbst gesagt: „Vergebens sucht man auf dem Lande die Schäferinnen Florians, weil sie nie so gelebt haben, wie er sie malte. Ich will die Bäuerinnen zeigen, wie sie sind, mit ihren rothen und plumpen Händen, ihrer schwerfälligen und linkischen Haltung, ihrer groben und manchmal unverschämten Sprache. Dies werde ich bei jeder Person beobachten, die ich zeichne. Ich werde meinen Helden weder Gefühle beilegen, die ich nirgends gefunden habe, noch Tugenden, die nirgends existiren; ich werde die Menschen mit ihren Eigenschaften, ihren Fehlern und Schwächen schildern, wie sie sind, aber ich werde hauptsächlich gutmüthige, drollige Personen, komische, freimüthige Charaktere, zärtliche, sanfte Gefühle wählen, weil die Schilderung der Verbrecher, der Schändlichkeiten und Laster die Einbildungskraft trübt, peinlich für's Herz ist und zuweilen schwarze Gedanken hervorruft, die man nicht zu erwecken braucht, da die Menschheit

schon an und für sich schlimm genug ist, weil es überhaupt nicht mein Geschmack ist, Entsetzliches zu beschreiben, und man eine Sache, wenn man keine Lust dazu hat, schlecht macht."

Da es aber unmöglich ist, sich in Theaterstücken auszubreiten, in's Einzelne einzugehen, sich nach Laune über die Fehler und Lächerlichkeiten seiner Personen auszulassen, so schrieb Georg Romane, nicht um Schilderungen von Ereignissen auf einander zu häufen, sondern um sich das, was er oft beobachtet und gehört hatte, in's Gedächtniß zu rufen.

Georgs Romane machten ein weit größeres Glück, als er selbst je gehofft hatte. Ihr höchstes Verdienst bestand darin, wahr zu sein; jede Kunst hat ihre Grundlage auf der Wahrheit und Treue.

Dann wurde Georg in den Journalen und Revuen unbarmherzig bekritisirt; ja er erhielt sogar anonyme und pseudonyme Briefe, worin man ihn zur Rede stellte, wie er dazu komme, Glück zu machen und mehr gelesen zu werden als Andere, er, ein obscurer Schriftsteller, ohne Styl, ohne Farbe, ohne Kraft, ohne Erhabenheit, ohne Beruf und besonders ohne Genossenschaft.

Dann belehrte man ihn, daß er Schriftsteller der Köchinnen und Fischweiber sei, welches ihn auf den Gedanken brachte, daß die Anzahl dieser Damen sehr beträchtlich geworden sein müsse.

Da er einen Arbeiter, eine Bäuerin, eine Grisette sprechen ließ, wie sie in der That sprechen, machte man ihm den Vorwurf, er könne nicht schreiben.

Da er heiter war und oft lachen machte, sagte man ihm, er sei unanständig.

Da in seinen Werken weder von Vatermord, noch von Kindsmord, noch von Brudermord, noch von Vergiftung und Blutschande die Rede war, warf man ihm vor, er sei immoralisch.

Einige ließen sich in ihrer geringschätzenden Kritik

herbei, von ihm zu sagen: man liest ihn, aber man recensirt ihn nicht.

Er hätte ihnen zwar mit mehr Wahrheit entgegenhalten können: Man recensirt euch, aber man liest euch nicht.

Anfangs betrübte es Georg einigermaßen, so viel Neid und Haß gegen sich auftreten zu sehen, bald aber würdigte er alle diese Kritiken nach ihrem wahren Werthe: er sah ein, daß man nur Leute, die Glück machen, angreift, und daß der Ruhm allein Eifersüchtige macht; aus der Zahl der Schmähungen seiner Gegner vermochte er den Erfolg seiner Werke zu ermessen. Dann pries er die Verfasser der anonymen Schreiben, daß sie sich gefälligst die Mühe gaben, ihn von seinem sich täglich mehr verbreitenden Ruhme zu unterrichten, und schritt fort auf dem Wege, den er sich vorgezeichnet hatte, und den er, in Anbetracht der vielen Anstrengungen, womit man ihn davon zurückzuhalten suchte, für den guten hielt.

Heinrich Jumières, der in Fräulein Giraumont immer gleich verliebt war, arbeitete rastlos, um sich ihre Hand zu erwerben. Er sah bereits sein Bestreben gekrönt; sein kleines Vermögen wuchs, sein Credit und sein Ruf waren schon vollkommen gesichert, und wenn er auch Paulinen noch kein glänzendes Loos anbieten konnte, so war er doch überzeugt, ihr eine anständige Lage bereiten zu können. Alles ließ ihn also eine endliche Erhörung seines Gesuches hoffen; nur noch wenige Wochen, und Heinrich gedachte Paulinens Vater zur Einwilligung in ihre Verbindung zu bewegen.

Aber eines Abends überrascht ihn in einer Gesellschaft, wo er gewöhnlich mit seiner Geliebten zusammenkam, die Bläſſe und Traurigkeit derselben, sowie die kalte gezwungene Begrüßung Herrn Giraumonts.

„Was ist geschehen? wodurch habe ich mir denn

das Mißfallen Ihres Herrn Vaters zugezogen?“ fragt Heinrich, sobald er sich Paulinen nahen kann, „und warum sind Sie so traurig und so blaß? Um Gottes Willen, sagen Sie mir, was vorgefallen ist.“

„Kommen Sie morgen früh zu uns,“ erwidert Pauline; „mein Vater ist nicht zu Hause, dann kann ich Ihnen Alles sagen. Ach, mein Freund! ich habe viel geweint, wir sind sehr unglücklich!“

Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld Heinrich den Augenblick erwartet, wo er mit seiner Freundin allein sein kann. Der Abend schien ihm unaushaltbar lang, denn Herr Giraumont weicht fast nicht von seiner Tochter und scheint es so einzurichten, daß diese nicht in Heinrichs Nähe gelangen kann.

Die Nacht bringt unglücklich Liebenden keinen Schlummer zur Beruhigung ihrer Qualen, sie vermehrt sie im Gegentheil und versetzt den Geist in die wehmüthigste Stimmung. Endlich graut der Tag, Heinrich steht auf, zählt die Stunden und Minuten und lebt kaum bis zu dem Augenblick, wo er sich zu Paulinen begeben kann, allein er findet sie in Thränen, welche sie nicht die Kraft besitzt, vor ihm zu verbergen.

„Sprechen Sie, um Gottes Willen! was ist geschehen, welches Unglück bedroht uns?“ beginnt Heinrich, seine Freundin bei der Hand nehmend.

„Das größte von allen: mein Vater willigt nicht in unsere Heirath ein. Er will mir zwar allerdings einen Gatten geben ... aber seine Wahl fällt nicht auf Sie.“

„Er will sie an einen Andern verheirathen? O, das ist unmöglich! Weiß er nicht, daß Sie mich lieben und ich Sie anbete? daß ich, um Ihre Hand zu erwerben, von der Carrière zurückgetreten bin, die ich eingeschlagen hatte? daß ich mich, um Ihr Gatte zu werden, auf den Handel legte und unermüdlich arbeite, um mein Glück zu machen? daß meine Anstrengungen mit Erfolg gekrönt werden

und mein kleines Vermögen anwächst? Hat er mir einen Vorwurf zu machen; findet er mich zu verschwenderisch, zu leichtsinnig? Ich verlasse doch mein Bureau bloß, um zu Ihnen zu fliegen; hat er vielleicht nachtheilig über mich sprechen hören? O! ich will meine Feinde und Verleumder zu Schanden machen, Ihr Vater wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen!... O, er soll sich überzeugen, daß ich seiner Tochter stets würdig bin."

„Mein Vater macht Ihnen keinen Vorwurf," entgegnet Pauline, gewaltsam ihre Thränen zurückhaltend; „er läßt Ihnen Gerechtigkeit widerfahren und gibt zu, daß ihr Betragen nur Lob verdient."

„Nun, und dann?"

„Aber er behauptet, man müsse es sich jederzeit angelegen sein lassen, die Wohlfahrt seiner Tochter zu befördern; er behauptet, er habe Ihnen keine bestimmte Zusage gegeben; kurz, er will mich an einen Andern verheirathen, weil der Andere wenigstens dreißigtausend Franken Renten hat und Sie weit entfernt sind, ein solches Vermögen zu besitzen. Ich habe mich ihm zu Füßen geworfen und hundertmal wiederholt, daß mich Ihre Liebe weit glücklicher mache als ein großes Vermögen; mein Vater ist unerbittlich und behauptet, es wäre ein Unsinn, eine so gute Parthie auszuschlagen; wir Beide werden uns schon trösten. Ach nein, nein... nicht wahr, mein Freund, wir können uns nie trösten und Sie werden mich immer lieben?"

„Sie, Pauline! Sie... die Gattin eines Andern! Und wer ist der Andere, der mir mein Theuerstes entreißen, meine ganze Zukunft rauben will? wo hat er Sie gesehen? seit wann liebt er Sie? Antworten Sie doch!"

„Erinnern Sie sich, mein Freund, eines Marseillers, eines gewissen Herrn Mortandal, der in die Soireen der Madame Merlier kam? Er war ihr durch

einen Negocianten vorgestellt worden, und sie zeigte sehr viel Aufmerksamkeit für ihn, denn Sie wissen, daß man reiche Leute in der Welt immer gut aufnimmt."

„Herr Mortandal! ... Ja, ich weiß, wen Sie meinen: einen großen Mann, dessen außerordentliche Höflichkeit eher abstoßt als anzieht, denn es liegt etwas Falsches in seinem Blicke und seinem Lächeln. Aber er ist mehr als vierzig Jahre alt, er könnte Ihr Vater sein! Und an diesen will man sie verheirathen?"

„Er hat mich mehrere Male in Gesellschaft gesehen, und ich hatte das Unglück, ihm zu gefallen. Er ließ sich bei meinem Vater vorstellen und hob seine dreißigtausend Livres Renten bedeutend hervor! ... Mein Vater erkundigte sich nach diesem Herrn: er erfuhr, daß er ein ungeheuer großes Handelsgeschäft und beträchtliche Niederlagen in mehreren Städten Frankreichs habe; kurz, das glänzende Vermögen Herrn Mortandals verblendete und verführte meinen Vater, und als dieser ihn um meine Hand bat, versprach er sie ihm, da er das Geld für die Hauptsache hält und nicht glaubt, daß die Liebe zum Glück nothwendig ist."

„Gut," sagt Heinrich, sich zum Weggehen anschickend, „ich weiß, was ich jetzt zu thun habe."

„Wo gehen Sie hin?" schreit die Jungfrau, Heinrich beim Arme zurückhaltend; „was wollen Sie beginnen?"

„Ich will diesen Herrn Mortandal aufsuchen, und wenn er seine Absichten auf Sie nicht aufgibt, so fordere ich sein Leben oder er soll das meinige haben. Ach! das wäre kein großes Opfer, denn wenn ich Sie verliere, Pauline, fühle ich wohl, ist es nur noch eine Qual für mich."

„Nein, Heinrich, Sie dürfen diesen Mann nicht fordern; wenn Sie mich lieben, schlagen Sie sich nicht und setzen Ihr Leben keiner Gefahr aus; dadurch würden Sie mich nur unglücklich machen, ohne

irgend eine günstige Veränderung in unserer Lage herbeizuführen. Ich kenne meines Vaters Grundsätze: er verabscheut das Duell; ein Mann, der einen Andern gefordert hat, der findet keinen Zutritt in sein Haus mehr. Ich wiederhole es Ihnen, ein Duell könnte Ihnen nur in seiner Meinung schaden. Siegen Sie, so nimmt er Ihre Besuche nicht mehr an, fallen Sie, so wäre ich die Ursache Ihres Todes, und ach! mein Freund, Sie werden mich nicht zu ewigen Gewissensbissen verdammen wollen!"

„Ich muß es also mit ansehen, wenn Sie die Gattin eines Andern werden, ohne eine Anstrengung zu machen, Sie seinen Armen zu entreißen?"

„Wir wollen noch hoffen ... vielleicht vermögen meine Thränen meinen Vater zu erweichen. Sie können ihn aufsuchen und ihm sagen, daß Sie allein mein Herz besitzen; vielleicht will er doch nicht gerade unser Unglück."

Heinrich verläßt Pauline verzweiflungsvoll und erscheint an demselben Tage bei Herrn Giraumont. Der kleine Greis empfing ihn mit jener kalten Höflichkeit, die zum Voraus jede Hoffnung erstickt.

„Ist es wahr, mein Herr," beginnt Heinrich, „daß Sie die Absicht haben, Ihr Fräulein Tochter an Herrn Mortandal zu verheirathen?"

„Es ist mehr als meine Absicht," entgegnet der Handelsmann, „es ist eine ausgemachte Sache."

„Aber es war Ihnen bekannt, Herr Giraumont, daß ich Ihr Fräulein Tochter liebe, da ich Sie um die Hand derselben gebeten habe. Meine frühere Stellung war der einzige Grund Ihrer Weigerung; Ihnen zu gefallen legte ich mich auf das Handelsgeschäft. Jetzt stehen meine Angelegenheiten gut, mein Credit ist etablirt, welcher Grund bliebe Ihnen noch, mir ihre Tochter nicht zu geben?"

„Mein Herr, ich lasse Ihren Vorzügen und Ihrem Betragen Gerechtigkeit widerfahren; ich zweifle nicht

daran, daß Sie in zehn bis fünfzehn Jahren ein hübsches Vermögen erworben haben. Aber das des Herrn Mortandal ist es schon und es ist groß. Er ist ein Ehrenmann; ich durfte die Verbindung mit ihm nicht ausschlagen. Es thut mir leid, junger Mann, aber diese Rücksichten müssen den Sieg über die Liebe davon tragen, die nur ein vorübergehendes Gefühl ist. Meine Tochter wird Frau Mortandal."

Heinrich wollte erwidern, Herr Giraumont verbeugte sich und kehrte ihm den Rücken zu. Am folgenden Morgen erschien der junge Mann auf's Neue bei Paulinens Vater; aber dieser hatte den Befehl gegeben, ihn an der Thüre abzuweisen, und er mußte sich entfernen, ohne seine Geliebte gesehen zu haben.

Mit der Verzweiflung im Herzen gab sich Heinrich Mühe, seine Leiden zu verbergen, und begab sich in alle Gesellschaften, wo er gewöhnt war, Pauline zu treffen; allein sie fand sich nicht ein. Herr Giraumont sorgte dafür, daß seine Tochter nicht mehr mit ihrem Geliebten zusammentraf.

Als der arme Heinrich dann alle Hoffnung verloren hatte und die, welche ihm so theuer war, nicht einmal mehr sehen konnte, überließ er sich seiner ganzen Trostlosigkeit und nahm sich vor, sich an dem Tage, wo Pauline Mortandals Gattin werde, das Leben zu nehmen.

Sechstes Kapitel.

Die Vergeltung.

Es war an einem schönen Herbstabend; das Wetter war mild, die Luft blau, der Himmel sternenhell. Nachdem Bouchenot seine Langeweile und seine schöne Toilette lange auf dem Boulevard des Italiens zur Schau getragen hatte, lenkt er seine

Schritte unwillkürlich einem andern Quartier zu. Er gelangte allmählig zum Saint-Denis-Thor, dann auf das Boulevard du Temple mit seinen tausend Sehenswürdigkeiten, und blieb endlich maschinenmäßig vor den Wachsfiguren, den Gauklern und Debureau's Theater stehen, und sonderbar: Bouchenot fühlte sich bereits ein anderer Mensch, er gähnte nicht mehr, sein Gesicht hatte jene frühere Heiterkeit und sein Gang jene Ungezwungenheit angenommen, die er sich in der Chaussee d'Antin nicht erlaubte.

Plötzlich macht er eine Bewegung wie ein Mensch, der mit einem Male einen Entschluß faßt, und spricht bei sich: „Ach, der Teufel! ich bin recht dumm, mich zu langweilen und nicht zu wissen, was ich beginnen soll, bloß um vornehm und anständig auszusehen! Es ist entschieden, ich bin nicht dazu geboren; die Natur hat mich mit andern Neigungen geschaffen, ich war an ein anderes Leben gewöhnt; um diesem zu entsagen, thue ich mir Gewalt an... ich werde am Ende noch ganz blödsinnig; nein, es muß ein Ende nehmen. Ich weiß nicht, wie ich mich in der Chaussee d'Antin geberden soll, um das Wesen eines Fashionables zu haben, hier ist es mir wohler, ich athme freier, ich hätte beinahe Lust zu tanzen. Ich muß wieder in diese Gegend kommen, hingehen, wo es mir gefällt, zu meinen Freuden, zu meinen Tollheiten und meinen Grisetten zurückkehren, der alte Bouchenot werden. Und um den Anfang zu machen, will ich meinen Hut schief aufsetzen, es steht mir auch besser. Seit ich Dandy bin, achten die Frauenzimmer nicht mehr auf mich. Ich will meine früheren Manieren, meinen legeren leichtsinnigen Ton wieder annehmen, dann werde ich wieder Eroberungen machen. Von heute Abend an will ich Unterhaltung suchen, hingehen, wo ich ehemals hinging. Wie! es ist heute Donnerstag, man tanzt auf den Rutschbergen von Belleville; man tanzt sogar einen recht

hübschen Cancan, ich will auf die Rutschberge gehen, es müßte doch merkwürdig zugehen, wenn ich nicht eine Grisette fände, die meine Huldigung nebst einem Glase Limonade annehme. Ach! ich will walzen, lachen, purzeln, denn das Lied hat doch recht:

Stets kehrt sich des Menschen Sinn
Zur ersten Liebe wieder hin."

Damit eilt Bouchenot, welcher nicht mehr steif und geziert einhergeht, an die Ecke der Tempel-Straße, steigt in einen Omnibus, der in die Vorstadt fährt, verzieht sein Gesicht nicht mehr, weil er zwischen zwei Arbeitern in Jacken sitzt, reicht sogar deren sechs Sous dem Conducteur hin und fährt in die Courtille hinauf, wo vom ersten Tage des Jahres bis zum Sylvester-Abend gelacht, getrunken, gesungen und getanzt wird.

Wenn man die Barrière passirt hat und rechts auf den äußeren Boulevards hinfährt, so kommt man bald zu den Rutschbergen von Belleville. Diese letzteren sind die einzigen, welche der Mode und der den Parisern eigenthümlichen Unabhängigkeit Trotz geboten haben. Vielleicht hat ihre Bescheidenheit zu diesem Glücke beigetragen, denn während ihre prächtigen Rivalen, die russischen Rutschberge, Beaujon, Delta, Niagara und Tivoli nach und nach aufhören, der Schauplatz unserer Vergnügungen zu sein, fahren die Handwerker und die Grisetten, denen das Rutschen und Purzeln jederzeit Spaß macht, immer von den Belleville-Bergen herunter.

Der Garten bei den Bergen ist groß genug, einen Spaziergang darin zu machen, und sogar auf Irrwege zu gerathen, wenn man Lust dazu hat. Es sind schöne schattige Alleen, dunkle Lauben und ein Tanzsaal darin, welcher der Versammlungsort der Menge und der Grisetten ist, denn hier werden alle Intriguen angesponnen und aufgelöst, die Liebe gar heiter behandelt, man macht während einer chaîne-

anglaise seine Erklärung und verschenkt sein Herz bei einer Galopade.

Bouchenot athmet die Luft des Gartens, obgleich sie nicht wohlduftend ist, mit Entzücken ein. Er erinnert sich an seine Tage der Lust und der Tollheit; er fühlt sich neu aufleben; frühere Empfindungen erwachen wieder in ihm. Er eilt nach den Rutschbergen und fährt fünf bis sechsmal herunter, um sich wieder an diese Lustbarkeit zu gewöhnen, dann begibt er sich wieder auf den Tanzplatz, belorgnettirt die Grisetten, welche stets die Mehrzahl ausmachen, und entschließt sich endlich, eine kleine Brünette zu engagiren.

Das Orchester hat das Ritornell gespielt, zum Zeichen, daß sich die Tanzenden an Ort und Stelle begeben sollen. Bouchenot holt seine Tänzerin, es fehlt nur noch ein Paar gegenüber; er ruft auf. Alsbald stellen sich ein junger Herr und ein Frauenzimmer Bouchenot vis-à-vis. Das Orchester stimmt an, die Quadrille beginnt, aber Bouchenot ist ganz erstarrt, ein Bein in die Höhe haltend, stehen geblieben, als er in seinem Gegenüber seine ehemalige Nachbarin Cölina erkannte.

Seine frühere Geliebte ist vor seinen Augen und tanzt mit einem jungen Mann. Es gibt Dinge, die Einem immer wehe thun, so sehr man auch Philosoph sein mag. Verlaßt eine Frau und begegnet sie dann mit einem andern Mann, so werdet ihr augenblicklich, selbst wenn ihr sie nicht mehr liebet, ein ärgerliches, widerwärtiges, eifersüchtiges Gefühl empfinden; weit schlimmer ist es aber, wenn ihr sie noch liebet, und so ging es Bouchenot, der Cölina, trotz aller Mühe, die er sich gegeben, nie hatte ganz vergessen können.

„Nun, mein Herr, fangen Sie an," sagt das Fräulein, welches mit Bouchenot tanzt, „es ist an uns."

„Ach, entschuldigen Sie, Fräulein, Sie haben recht; an welcher Tour sind wir?"

„Queue du chat... kommen Sie doch.“

„Queue du chat?... Ja, Fräulein; ist es an uns?“

„Freilich. Können Sie denn nicht tanzen, mein Herr?“

„Ob ich nicht tanzen könne? Ach! warum nicht gar... das ist eine sonderbare Frage.“

„Sie rühren sich aber nicht!“

Um zu beweisen, daß er tanzen kann, macht Bouchenot Sprünge, Entrechats und Jatas; er denkt, er dürfe Cölina die Aufregung, die er empfindet, nicht merken lassen, denn diese blieb ganz ruhig, als sie ihn erblickte, und tanzte vor ihm, wie wenn sie ihn nicht kennte. Aber Bouchenot bestrebt sich umsonst, gleichgültig zu erscheinen, er sieht unaufhörlich nach Cölina und schenkt den hübschen Catchutcha-Bewegungen seiner Tänzerin keine Aufmerksamkeit.

Es kommt eine Tour, wo sich Gelegenheit bietet, sein vis-à-vis bei der Hand zu nehmen. Bouchenot drückt Cölina's Hand sanft in der seinigen, aber diese zieht sie heftig zurück und erwidert Bouchenots Druck nicht. Dies schmerzt ihn, er beißt sich zornig in die Lippen, weiß nicht mehr, was er thut, hält keinen Takt mehr ein, bringt Alles in Verwirrung, und seine Tänzerin sagt zu ihm: „Sie tanzen, so viel es scheint, nicht oft!“

Endlich hört der Contretanz auf. Bouchenot führt seine Tänzerin an ihren Platz zurück; er denkt nicht mehr daran, ihr die Cour zu machen, denn er ist ganz von Cölina eingenommen. Er sucht die kleine Coloristin, macht einen Gang durch den Saal und sieht seine ehemalige Geliebte bald neben Fräulein Prudentia und einem großen blonden Herrn sitzen, der einen Halskragen anhat, dessen Enden ihm bis in den Mund gehen, und Ohrringe, die aussehen wie Vorhangringe. Dieser Herr wälzt seine Augen so erstaunt umher, als ob er aus dem Monde käme, und zieht unaufhörlich seine zu kurzen Hosen auf die Knöchel herab.

Bouchenot geht mehrere Male an den beiden Freundinnen vorbei und denkt: „Wo Teufels haben sie diesen großen Gimpel hergenommen? Es ist nicht der, mit dem Cölina vorhin tanzte. Ist es vielleicht der neue Liebhaber meiner Ungetreuen?"

Cölina hat Bouchenot ganz gut gesehen, aber sie thut nicht dergleichen und stößt Prudentia mit dem Knie, während sie ihr Etwas in's Ohr flüstert; dann schlägt Prudentia, so oft Bouchenot nach ihnen hinblickt, die Augen nieder.

„Man will mich nicht mehr ansehen," spricht Bouchenot vor sich hin, „man würdigt mich nicht einmal eines Grußes, das ist sehr unverschämt. Thut man es wohl aus Rücksicht für den großen Pinsel, der bei ihnen ist? Die undankbare Cölina, sie hat mich also ganz vergessen! Das thut mir weh. Sie scheint mir hundertmal hübscher, als wie ich sie alle Tage sah! ... Mich nicht anzusehen, nicht einmal ein Bischen anzulächeln!"

Als Bouchenot merkt, daß er umsonst auf und ab spaziert, denkt er: „Ha, jetzt weiß ich, was ich thue; ich engagire sie zum Tanze, dann muß sie mit mir sprechen und mich ansehen."

Und mit entschlossener Miene auf Cölina zutretend, sagt er, sich verbeugend, zu ihr: „Werden Sie mir das Vergnügen schenken, mit mir zu tanzen, Fräulein?"

„Ich bin schon engagirt, mein Herr," erwidert Cölina trocken.

„Auf den nächsten Tanz. Ich erbitte mir also den zweiten!"

„Auf den bin ich ebenfalls engagirt."

„Also den dritten!"

„Ich bin auf den ganzen Abend engagirt."

Bouchenot entfernt sich wüthend; er wirft in seinem Zorn beinahe ein altes Pärchen um, welches Bier mit einander trinkt, beißt sich in die Lippen,

ballt die Fäuste und stürzt in den öden Alleen des Gartens auf und ab.

„Das ist sehr unhöflich," murmelt er vor sich hin, „sogar unverschämt; sie will nicht mehr mit mir tanzen. Ich weiß wohl, daß ich sie nicht dazu zwingen kann, aber wenn ich mich nicht bemeisterte, ginge es ihr schlimm. Ich will sehen, mit wem sie tanzt, ihr Cavalier soll sich in Acht nehmen; Sapperlot, ich bin nicht bei guter Laune."

Bouchenot kehrt, als er die Musik hört, in den Tanzsaal zurück und sucht Cölina: sie tanzte mit dem großen Blonden, der früher neben ihr saß, und bei jedem Schritt in die Höhe fuhr wie ein elastischer Ball.

„Da hat sie einen schönen Tänzer," denkt Bouchenot; „zu diesem gratulire ich ihr, besonders wenn der große Gimpel auch ihr Liebhaber ist. Von einem solchen Menschen ersetzt zu werden... ich weiß zwar wohl, daß es meine Schuld ist; ich habe Cölina verschmäht und zu ihr gesagt: ich könne nicht mit ihr ausgehen! . . . Ach, es war sehr unrecht von mir, das zu sagen; mußte sie aber deßhalb mit einem Andern ausgehen? Ich will mich nähern und sehen, ob ich nicht hören kann, was sie mit einander sprechen."

Bouchenot stellt sich hinter Cölina und ihren Tänzer; die kleine Coloristin thut, als ob sie ihn nicht bemerkte. Nach einer Weile fängt sie ein Gespräch mit ihrem Cavalier an und Bouchenot hört folgende Worte: „Wie gefällt Ihnen dieser Garten Herr Merlandin?"

„Sehr gut, Fräulein, es ist wunderhübsch hier; man kann durchaus Nichts aussetzen."

„Tanzen Sie auch gerne?"

„Ja, ich habe eine besondere Vorliebe dafür, ich habe übrigens auch ein sehr gutes Gehör."

„Und lieben Sie das Walzen?"

„Ja, Fräulein, ich walze sogar sehr gut, aber es reizt mich zum Erbrechen, deßhalb unterlasse ich es."

„Das ist ganz vernünftig von Ihnen.“

„Er gefällt mir, dieser Herr Merlandin,“ spricht Bouchenot, sich entfernend, vor sich hin; „wo Teufels mag Cölina, welche Geschmack und Geist hat, diesen Mann aufgefischt haben? Es ist vielleicht ein Heirather, er sieht mir ganz so aus.“

Den folgenden Contretanz setzt Cölina aus; sie bleibt bei Prudentia und dem großen blonden Herrn sitzen.

„Und sie hat mir gesagt, sie sei engagirt!“ denkt Bouchenot, um den für die Tanzenden bestimmten Kreis herumgehend; „hm, ich habe große Lust, einen Auftritt herbeizuführen und mit Herrn Merlandin Händel anzufangen. Aber nein, das hieße mich compromittiren. Vergessen wir die Teulose, ich will nicht mehr an sie denken, sie sogar fliehen, wenn ich sie zufällig begegne.“

Und um den Anfang damit zu machen, sie zu fliehen, setzt sich Bouchenot einige Schritte von Cölina entfernt nieder; er folgt ihr, wenn sie aufsteht, um mit Herrn Merlandin zu tanzen; er folgt ihr sogar, als sie mit dem großen Blonden, der an einem Arm sie, an dem andern Prudentia führt, den Garten der Belleville-Rutschberge verläßt.

Bouchenot geht immer, in einer Entfernung von dreißig Schritten, hinter Cölina, die Vorstadt du Temple hinunter.

„Ich folge Ihnen nicht,“ denkt er dabei; „was kümmere ich mich um Fräulein Cölina und ihren großen Gimpel. Es ist ihr Geliebter, denn er hat nur mit ihr getanzt; sie haben die arme Prudentia rücksichtslos auf dem Stuhle sitzen lassen. Ach, Cölina, ich kann Ihnen zu Ihrem neuen Anbeter nicht gratuliren.“

An der Ecke des Boulevards schlägt Bouchenot, statt den drei Personen zu folgen, welche die Temple-Straße hinaufgehen, seinen Weg rechts ein und eilt seinem Quartier zu.

„Ich will nach Hause in mein schönes Quartier," spricht er; „ich weiß wohl, wo Fräulein Cölina wohnt; ich brauche mich nicht in der Altstadt zu beschmutzen. O, es ist aus, man wird mich dort nie mehr sehen."

Bouchenot legt sich höchst aufgeregt nieder; er kann die ganze Nacht nicht schlafen und wiederholt an Einem fort: „Ich will nicht mehr an Cölina denken, ich liebe sie nicht mehr, sie gefällt mir nicht mehr, ich kann tausend interessantere Liebschaften haben; sie soll mit ihrem Merlandin hin, wo sie will, das ist mir gleichgültig."

Am andern Tage steht er früh auf, kleidet sich sorgfältig an und geht von Hause fort, ohne sich zu gestehen, wohin er will; er verläßt die Chaussee d'Antin, geht durch das Palais-Royal, über die neue Brücke und gelangt endlich in die Calander-Straße vor seine ehemalige Wohnung; dort bleibt er einen Augenblick unentschlossen stehen, tritt aber doch in's Haus, indem er ausruft: „Ich muß sie durchaus sprechen und eine Erklärung von ihr haben, dann vergesse ich sie viel leichter."

Damit eilt Bouchenot schnell die ihm wohlbekannte Treppe hinauf und gelangt bis zur Thüre der kleinen Nachbarin; der Schlüssel steckt außerhalb. Sein Herz pocht gewaltig; endlich entschließt er sich anzuklopfen.

„Herein!" ruft Cölina.

Bouchenot drückt auf die Thürschnalle und tritt zu seiner ehemaligen Geliebten fast so bange und furchtsam ein, wie wenn er zu einem ersten verliebten Stelldichein käme.

Als Cölina Bouchenot erblickt, erröthet und erblaßt sie nacheinander, aber bald ihre Bestürzung bemeisternd, fragt sie mit kaltem Tone: „Welche Veranlassung führt Sie zu mir, mein Herr?"

„Fräulein," entgegnet Bouchenot, indem er sich bemüht, eine ungezwungene Miene anzunehmen, „ich

bin gekommen, um das Vergnügen zu haben, Ihnen einen guten Tag zu wünschen."

„Ich glaubte, es wäre jede Verbindung zwischen uns abgeschnitten und Sie würden mich nicht mehr besuchen!"

„Ich wollte auch nach Georg und Timotheus sehen."

„Diese Herren wohnen nicht mehr im Hause."

„Und dann, Fräulein, wollte ich Sie fragen, warum Sie sich gestern geweigert haben, mit mir zu tanzen."

„Ich bin der Meinung, Herr Bouchenot, daß ich tanzen kann, mit wem ich will, und Sie das nichts angeht."

„Ich weiß wohl, daß ich kein Recht mehr habe, Sie daran zu hindern, und ich habe wohl gesehen, daß Ihr Liebhaber bei Ihnen war. Mein Stellvertreter sieht doch komisch aus! Wenn ich sage, mein Stellvertreter, so irre ich mich vielleicht, denn seit wir nicht mehr zusammenkommen, können Sie Manchen geliebt haben."

„Ich that, was ich wollte, mein Herr, das wird Sie nicht interessiren und ich habe auch Ihnen keine Rechenschaft abzulegen. Indessen will ich Ihnen doch sagen, daß Herr Merlandin durchaus nicht mein Liebhaber ist; er ist Prudentia's Bräutigam und eigens von Poissy hergekommen, um sie zu heirathen. Und daß er gestern mit mir und nicht mit ihr getanzt hat, rührt daher, weil Prudentia enge Schuhe anhatte und ihr ihre Hühneraugen wehe thaten. So verhält es sich mit Herrn Merlandin, und ich sage Ihnen das nur, weil ich nicht will, daß man glaube, ich habe einen so häßlichen, so dumm aussehenden Mann zum Liebhaber. Wenn ich Liebhaber wollte, so könnte ich genug haben und brauchte mich nicht mit Merlandins zu begnügen; er ist recht für Prudentia, da die Gatten zusammen passen müssen."

„Fräulein, ich brauche diese Erklärung nicht, um

überzeugt zu sein, daß . . . daß . . . ach, Cölina, ich kann nicht mehr an mich halten; wenn man so gut Freund zusammen war, genirt es Einen zu sehr, auf diese Weise mit einander zu sprechen; ach ich bitte Dich, sprich wieder mit mir wie ehemals."

Bei diesen Worten hat Bouchenot seinen Stuhl neben den des jungen Mädchens gestellt und will sie bei der Hand nehmen, aber Cölina zieht sie hastig zurück und erwidert trocken: „Aber ich will nicht mehr mit Ihnen sprechen wie ehemals, mein Herr. Wenn Sie auch mein Liebhaber waren, so sind Sie es jetzt nicht mehr, wir dürfen uns nicht mehr sehen, und ich wiederhole es Ihnen, es besteht keine Gemeinschaft mehr unter uns."

„Cölina, können Sie so unversöhnlich sein? . . . Wohlan, ich gestehe, daß ich unrecht, sehr unrecht hatte; ich habe Sie, als Sie mich besuchten, nicht aufgenommen, wie es hätte sein sollen, habe Dummheiten zu Ihnen gesagt, aber ich bitte Sie . . . mein Schlafrock . . . mein Glück verdrehten mir den Kopf, das ist schon manch' Anderem passirt . . . aber da ich mein Unrecht einsehe, Cölina, und Sie um Verzeihung bitte, wollen Sie mich jetzt nicht wieder lieben?"

„Sie lieben? O nein, mein Herr, das ist jetzt unmöglich."

„Unmöglich? Ach, Cölina, meine kleine Cölina, Sie denken nicht so. Ich wiederhole Ihnen, ich habe mich gebessert, ich bin nicht mehr so einfältig stolz. Ich werde mit Dir ausgehen, Cölina, Dich am Arme führen, wohin Du nur willst. O, ich fürchte nicht mehr, mich zu compromittiren."

„Aber ich mein Herr, gehe jetzt nicht mehr mit Ihnen aus," entgegnet Cölina, sich von Bouchenot entfernend.

„Warum denn?"

„Weil ich jetzt fürchte, mich mit Ihnen zu compromittiren."

„Wie, was wollen Sie sagen, Fräulein, ich verstehe Sie nicht.“

„O, besinnen Sie sich, Herr Bouchenot, dann werden Sie mich gut verstehen.“

„Ich bitte Sie um Gottes Willen, erklären Sie sich, Cölina.“

„Wohlan, mein Herr, da Sie mich zwingen, will ich Ihnen gestehen, daß, wenn Sie sich fürchteten, sich zu compromittiren, mit einer Grisette auszugehen, ich mich noch weit mehr fürchte, mich in Gesellschaft eines Polizeispions zu zeigen.“

„Eines Polizeispions?“ ruft Bouchenot aus, den dieses Wort fast niedergeschmettert hat; „ich ein Spion, ich... ach, wie entsetzlich; wer konnte Ihnen so etwas Abscheuliches sagen, wer mich in solchem Grade verleumden?“

„Ihre alten Freunde, die sich jetzt gleich mir schämen, Sie jemals gekannt zu haben. Sie haben mir zwar nicht gerade gesagt, Sie seien das, aber ich konnte es aus ihren halben Worten, hingeworfenen Aeußerungen und ihrem Schweigen, wenn ich sie um Etwas befragte, schließen.“

„Ach, Cölina, ich schwöre Ihnen bei meinem Leben, daß das nicht wahr ist; ihr irrt euch Alle, ihr thut mir schmerzlich Unrecht!“

„O, mein Herr, es handelt sich nicht darum, Phrasen zu machen, sondern aufrichtig zu reden. Sie haben ein Einkommen, dessen Quelle Sie nicht angeben können; Sie haben keine Stelle, kein Amt, Sie gehen von Morgens bis Abends müßig und leben luxuriös, sogar üppig. Seit langer Zeit war Ihr Betragen unehrlich und geheimnißvoll: wenn man Sie verleumdet hat, so beweisen Sie, wie Sie zu Ihrem Gelde kommen, wie Sie es verdienen. Nun, Sie schweigen, Sie können nicht antworten. Ach, Sie würden reden, wenn Sie es ohne Schande könnten. Sie sehen wohl mein Herr, daß man Sie

nicht verleumdet hat und sich nicht täuscht, wenn man Sie für einen Spion hält. Pfui, mein Herr, pfui! Ich hätte Ihnen alle Ihre Treulosigkeiten, Ihren Hochmuth und Ihre Dummheiten verziehen, aber das verzeihe ich Ihnen nicht, daß Sie mich zwingen, Sie zu verachten und mich zu schämen, Sie gekannt zu haben. Kommen Sie nicht mehr zu mir, mein Herr, es ist überflüssig, ich will Sie nicht mehr sehen und ich mache meine Thüre nicht mehr auf, wenn ich vermuthe, daß Sie davor stehen."

Eine Weile vergeht, während welcher Bouchenot sehr ergriffen von dem eben Gehörten sitzen bleibt; dann scheint er mit sich zu kämpfen und unentschlossen zu sein, was er thun soll: er sieht aus, wie wenn er sprechen wollte; aber plötzlich steht er auf, nimmt seinen Hut und verläßt, ohne einen Blick auf Cölina geworfen zu haben, rasch das Zimmer. Diese eilt ihm bis zur Thüre nach und schlägt sie heftig hinter ihm zu.

Nachdem sich Bouchenot von Cölina entfernt hat, geht er lange planlos umher. Das Wort Spion hallt noch in seinen Ohren. Er leidet, erstickt fast und kaut an seinen Nägeln; es ist ihm, als ob ihn Jedermann mit verächtlicher, geringschätzender Miene betrachte und dieselbe Meinung von ihm habe wie die kleine Coloristin.

Die Zeit zum Mittagessen kommt, aber Bouchenot hat keinen Appetit mehr. Er geht nach Hause und legt sich zu Bette, er fühlt sich krank, er hat das Fieber und beschäftigt sich fortwährend mit dem Gedanken: „Mich für einen Spion zu halten, ach! wie unglücklich bin ich, und meine alten Freunde denken dasselbe von mir! Ach, jetzt wundert es mich nicht mehr, daß sie an mir vorübergehen und thun, wie wenn Sie mich nicht kennten, sich abwenden, um nicht mehr mit mir zu sprechen; sogar diese kleine Cölina verachtet mich und scheut sich, mit mir auszugehen, aus Furcht, sich zu compromittiren. Ist das

nicht Demüthigung genug; ich hätte mich übrigens rechtfertigen, ihr die Wahrheit sagen können. Warum habe ich es nicht gethan? Ich weiß nicht, ich fürchte meine Pension zu verlieren. War ich denn aber nicht hundertmal glücklicher, als ich keinen Heller im Besitz hatte? Mein Gott, wie konnte ich glauben, man brauche nichts als Geld, um vergnügt zu sein!"

Einige Tage verstrichen; Bouchenot ist immer traurig und verdrießlich. Er wagt es nicht mehr, zu Cölinen zurückzukehren, und brennt doch vor Begierde, sie zu sehen; oft geht er bis in die Calander-Straße, aber vor seinem ehemaligen Logis bleibt er stehen, wagt nicht hinaufzugehen und kehrt langsam wieder um. Jetzt kümmert er sich nichts mehr um seinen Gang und es liegt ihm auch nichts mehr daran, wie er seinen Hut auf hat.

Eines Morgens, als Bouchenot unentschlossen, wo er sich hinwenden will, auf den Boulevards spazieren geht, sieht er einen jungen, blaß und leidend aussehenden Mann auf sich zukommen; trotz der Veränderung, die mit den Zügen desselben vorgegangen ist, erkennt er Heinrich, eilt auf ihn zu und ruft: „Ich täusche mich nicht; das ist mein Freund Heinrich. Mein Gott! wie verändert Du aussiehst, bist Du denn krank gewesen?"

Heinrich blickt in die Höhe und scheint, wie er Bouchenot erkennt, ausweichen zu wollen, aber es ist zu spät; Bouchenot steht bereits vor ihm. Er begnügt sich daher, etwas gezwungen zu erwidern: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, ich bin nicht krank gewesen... aber andere Gründe... entschuldigen Sie, ich habe Eile, ich kann mich nicht aufhalten."

„Wie, Du willst mich so schnell verlassen und ohne mir zu sagen, warum Du so verändert aussiehst?"

„O, das wird Dich wenig interessiren!"

„Wie, glaubst Du denn ich liebe Dich nicht mehr, ich sei nicht mehr Dein Freund? Was habe ich ver-

schuldet, daß ihr mich so behandelt? Komm', Heinrich, reich' mir Deine Hand und schenke mir Dein Zutrauen wieder."

Heinrich zieht seine Hand, die Bouchenot ergreifen will, zurück, und entgegnet frostig: „Mein Herr, es gibt Dinge, die man, wie Sie selbst am besten wissen, nicht gestehen kann; die, welche früher Ihre Freunde waren, können es jetzt nicht mehr sein. Nöthigen Sie mich nicht, Ihnen mehr zu sagen. Adieu."

„Nein, nein, der Teufel weiß es, Du sollst Dich so nicht von mir trennen!" schreit Bouchenot, Heinrich am Arme festhaltend. „O, ich weiß wohl, was ihr Alle für schreckliche Dinge von mir glaubt, die doch nicht wahr sind . . . Cölina hat mir's gesagt; mich für einen . . . zu halten. . . ich kann das Wort nicht aussprechen. Wie könnt ihr so Etwas von mir denken? Ihr urtheilt recht schlecht von mir! Heinrich, gib mir Deine Hand, ich bin noch werth, sie zu drücken; höre, ich bin kein Spion!... hi, hi, hi... ich will immer der Freund meiner Freunde bleiben, hi, hi, hi! . . . und man wird sehen, daß man . . . kurz, das ist schändlich, hi, hi, hi!"

Bouchenot weint wie ein Kind. Heinrich fühlt sich durch seinen Schmerz gerührt und überläßt ihm seine Hand mit den Worten: „Nun, wenn man Sie falsch beurtheilt oder verleumdet hat, so können Sie sich rechtfertigen, und unsere Achtung und Freundschaft ist Ihnen dann wieder gewiß. Trösten Sie sich, Bouchenot, Ihr Leiden wird ein Ende nehmen, aber das meinige nie, o nie . . . ich bin zur Hoffnungslosigkeit verdammt."

„Wie, warum denn, was ist denn geschehen?"

„Das Mädchen, das ich anbetete, welches, wie ich mir wenigstens schmeichelte, das Glück meines Lebens ausmachen sollte, kurz, meine Pauline wird in acht Tagen die Gattin eines Andern."

„Wäre es möglich? Aber ihr Vater . . ."

„Ihr Vater hatte mir einige Hoffnung gemacht, daß ich sein Eidam werden könnte, und ich schmeichelte mir um so eher mit dieser Aussicht, als meine Handelsgeschäfte gut gehen und mein Vermögen anwächst; aber es hat sich eine glänzende Parthie für Pauline gezeigt; ein sehr reicher Mann warb um ihre Hand. Sie drang umsonst in ihren Vater, dieser ist unerbittlich und gestattet mir nicht mehr, sie zu besuchen.“

„Mein armer Heinrich! Ach, jetzt wundert es mich nicht mehr, warum Du so blaß und abgemagert bist. Gibt es denn gar kein Mittel, diesen Vater zu erweichen oder Deinen Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben?“

„Keines. Was soll ich machen? Herr Mortandal ist ein allgemein geschätzter Mann und hat wenigstens dreißigtausend Franken Renten.“

„Herr Mortandal!“ wiederholt Bouchenot, die Farbe wechselnd; „welchen Namen sprichst Du da aus?“

„Den des Mannes, der Pauline heirathet und mir alle Hoffnung meines Glückes raubt.“

„Ach, mein Gott, ist es möglich! O, welch' sonderbarer Zufall!“

„Kennst Du Herrn Mortandal vielleicht?“

„Wahrscheinlich; ist es nicht jener Marseiller, den ich in der Abendgesellschaft der Madame Merlier gesehen habe?“

„Derselbe; dort hat er auch ohne Zweifel Pauline gesehen und sich zu meinem Unglück in dieselbe verliebt.“

„Heinrich, mein armer Heinrich, höre, Du kannst noch glücklich werden, Deine Geliebte heirathen!“

„O, was sagst Du? wie denn?“

„Weil ich die Heirath des Herrn Mortandal hintertreibe und Dir... abscheuliche Dinge von diesem Manne sagen kann.“

„O, mein lieber Bouchenot, wäre es wohl möglich?“

„Ja, ja. Sieh', es ist aus, ich bin entschlossen, ich will Dein Glück machen, Dich mit Paulinen vereinen, mir sollt ihr es verdanken und dann zugeben, daß ich kein Spion sei. Ich will Dir Alles sagen, das Geheimniß, das ich so sorgfältig verbarg, eröffnen... ich verliere zwar meine Renten, aber es ist mir einerlei, was liegt mir daran, man heißt mich dann doch keinen Spion mehr.“

„O mein Freund, wenn Du diese Heirath hintertreibst, die mich zur Verzweiflung bringt, so gehört Alles, was ich habe, Dein.“

„Ich will kein Geld mehr, der Reichthum langweilt mich, ich will Dich mit dem Weibe Deiner Neigung glücklich wissen, Du sollst mir die Hand drücken und mich dutzen wie ehemals. Cölina soll nicht mehr befürchten, sich zu compromittiren, wenn sie mir den Arm reicht, um mit mir auszugehen, kurz, ich will nicht mehr verachtet werden, denn ich fühle hier in meines Herzens Grund, daß Einen kein Reichthum, kein Wohlsein, keine Pracht für den Verlust der Achtung der rechtschaffenen Leute entschädigen kann.“

„Gut, Bouchenot, gut. Ach, gib mir Deine Hand zum Drucke; ich sehe jetzt wohl ein, daß wir uns über den Ursprung Deines Einkommens getäuscht haben.“

„Du sollst Alles wissen, Alles. Das Geständniß, welches ich Dir machen werde, kann mich zwar das Leben kosten, denn die Schufte haben mich mit Androhung der fürchterlichsten Strafe Verschwiegenheit schwören lassen, aber mir liegt nichts daran, ich biete Allem Trotz, meine Furcht ist vorbei... es handelt sich darum, Dich glücklich zu machen und die allgemeine Achtung wieder zu gewinnen, da kann man schon Etwas wagen.“

„Ach, sprich, Bouchenot, erkläre Dich, ich bitte Dich.“

„Komm', wir wollen in Dein Logis gehen; solche Mittheilungen lassen sich nicht im Freien machen,

denn es handelt sich um keine Kleinigkeit, wir können nicht vorsichtig genug sein."

„Nun, so komm' also zu mir, aber schnell, denn ich brenne vor Begierde, Dein Bekenntniß zu hören."

„Soll ich Dir den Arm geben?"

„Freilich sollst Du. Ach, wie kannst Du noch fragen?"

Bouchenot nimmt stolz Heinrich beim Arme und Beide setzen so schnell als möglich ihren Weg fort, denn sie sind zu ungeduldig, an Ort und Stelle zu gelangen und sich ohne Zeugen unterreden zu können.

Siebentes Kapitel.

Worin Schnauzer noch einmal erscheint.

Als die beiden Freunde bei Heinrich angekommen sind, schließt sich dieser mit Bouchenot in sein Zimmer ein; der Letztere sieht nach, ob alle Fenster fest zugemacht sind, ob sie von Niemand gehört werden können, und entschließt sich erst, als er vollständig beruhigt ist, seine Erzählung anzufangen.

„Du weißt, lieber Heinrich, daß Du ziemlich lange von Paris abwesend warst: damals wohnte ich mit Georg und Timotheus zusammen und wir waren sehr unglücklich . . . das heißt sehr arm, denn im Ganzen störte das unsere Heiterkeit nicht, wir hatten gleichwohl manchmal unsern Spaß und machten gute Miene zum bösen Spiele; doch waren wir so weit heruntergekommen, daß wir zu Drei nur noch einen Rock hatten. Eines Abends, ich glaube, es war am Vorabend Deiner Rückkehr, ging ich aus; die Reihe, den Rock anzuziehen, war an mir. Wir hatten einige Effekten verkauft; man gab mir fünf Franken in die Tasche, womit ich meinen Freunden eine Pastete zum Nachtessen nach Hause zu bringen versprach. Ich gehe also aus, spiele den Dandy,

blähe mich auf, zerbreche einen Stock, kaufe Wohlgerüche statt einer Pastete, kurz, als ich nur noch einige Sous übrig hatte, sah ich mich genöthigt, ein trockenes Frühstück einzunehmen. Ich ging zu einem Fleischer und ließ mir Etwas geben, als ich ein ziemlich hübsches Mädchen vorbeigehen sah. Du weißt, daß ich immer eine sehr entschiedene Neigung für das schöne Geschlecht hatte, ich stecke also meinen Schinken in die Tasche und laufe dem Mädchen nach."

„Aber, Bouchenot, ich begreife nicht, welche Beziehung das Alles auf meine Heirath haben kann!"

„Warte nur, es kommt schon; laß mich die Sache der Ordnung nach erzählen, sonst gerathe ich in Verwirrung. Das Mädchen hatte einen Hund, einen großen pudelähnlichen Hund bei sich. Der verfluchte Hund ist an Allem Schuld! Das Mädchen war eine dicke Gans, die mir kein Gehör gab, aber der Hund machte sich an mich und wollte mich nicht mehr verlassen. Ich bemerkte bald, daß ich Schnauzers Freundschaft dem Schinken in meiner Tasche verdankte, und ich that mein Möglichstes, den Hund von mir wegzujagen, aber es war vergebens; kurz, das junge Mädchen verschwand und Schnauzer blieb bei mir. Ich will Dir nicht alle die Abenteuer erzählen, in welche mich der verdammte Hund hineingezogen hat, Du brauchst nur zu wissen, daß ich mich, nachdem ich mich mit Gauklern herumgeschlagen hatte, Abends in einem erbärmlichen Zustande auf dem Sankt-Antons-Boulevard befand. Mein oder vielmehr unser Rock war in Fetzen gerissen, ja ich schämte mich so sehr, daß ich es nicht mehr wagte, meinen Kameraden unter die Augen zu treten, die auf den Rock warteten, um am andern Tage ausgehen zu können. Dann ging ich, den Leuten ausweichend, lange durch die einsamsten Straßen über den Kanal und setzte mich endlich, so viel ich mich erinnere, in einem kleinen Sträßchen auf eine steinerne Bank.

Der Hund, welcher mich einen Augenblick verlassen hatte, kam wieder zu mir zurück; er schien mich aufzufordern, ihm zu folgen. Ich dachte, wir befänden uns wahrscheinlich in der Nähe seiner Herrin und ging Schnauzer nach, da es mir nicht unlieb gewesen wäre, das junge Mädchen wieder zu sehen und ich ihr auch gerne den Hund wieder zurückgegeben hätte.

„Schnauzer führte mich zu einem alten, baufälligen Hause; man sah nirgends ein Licht. Der Hund kratzte an einer Thüre; ich näherte mich, um zu klopfen, aber ich fand eine Klinke, die mir den Eingang ohne Weiteres öffnete. Das Innere war stockfinster, aber der Hund ging durch einen Gang, und ich entschloß mich, ihm zu folgen, da ich immer noch der Meinung war, das junge Mädchen zu finden. Ich schreite also, mit Händen und Füßen suchend, vorwärts, komme in einen kleinen Hof und vor eine Kellertreppe; hier höre ich dumpfe, gleichmäßige Laute wie Hammerschläge. Ich weiß nicht, welcher Dämon mich regierte, aber statt mich davon zu machen, gehe ich in den Keller hinunter, komme wieder in einen Gang und sehe Licht, welches aus einem Gewölbe drang, dessen Thüre halb offen stand; von dort aus kam der Lärm. Ich vernehme mehrere Männerstimmen ... ich lausche: sie sprechen von der Polizei, sie fürchten sich, überrascht, verhaftet zu werden und erwarten einen ihrer Kameraden, der fortgegangen ist. Ich sehe, daß ich in den Versteck von Räubern gerathen bin und denke bloß noch an meine Rettung, aber ich trete zwischen ein Brett, falle in die Tiefe und drei Männer eilen, entsetzliche Verwünschungen ausstoßend, auf mich zu.

„Einer dieser Männer, der die andern zu commandiren schien, fragte mich mit einer betäubenden Stimme: ‚Was thun Sie da? wie kommen Sie hierher?' — ‚Ich kam zufällig her, weder in der Absicht, Ihnen zu schaden, noch Sie zu überraschen,

meine Herren,' entgegnete ich zitternd, denn ich gestehe, daß es mir nicht recht wohl zu Muthe war. — ‚Und wissen Sie, was wir hier treiben?' fuhr er fort. — ‚Ich vermuthe, daß Sie falsches Geld machen,' erwiderte ich, ‚aber lassen Sie mich meines Weges gehen, dann schwöre ich Ihnen, werde ich Sie nicht anzeigen. Außerdem weiß ich ja gar nicht, wo ich bin, in welcher Straße ich mich befinde. Der Zufall führte mich her, weil Sie Ihre Thüre zu schließen vergessen hatten. Lassen Sie mich gehen und Sie sollen nie wieder von mir sprechen hören.' Während ich dieses sagte, bemerkte ich, daß sich die Männer gegenseitig anblickten, ich sah sie sogar lachen, welches mir von guter Bedeutung schien. Dann sprach der Anführer ganz leise mit den Andern, kam hierauf wieder auf mich zu und sagte: ‚Wir wollen Dich wieder in Freiheit setzen, jedoch unter der Bedingung, daß Du nie von dem sprichst, was Du in dieser Nacht gesehen hast; wenn Du diesen Schwur nicht hältst, so, nimm Dich in Acht, setzest Du Dich der fürchterlichsten Strafe aus!' Ich versprach, gelobte und schwor, was man wollte. Dann verband man mir die Augen, nahm mich bei der Hand, führte mich aus dem Keller und aus dem Hause hinaus und eine Strecke Weges fort; als ich endlich meine Binde abnahm, befand ich mich in einer andern Straße nächst des Kanals. Ich lief, was ich laufen konnte, und kehrte ganz zitternd und krank zu meinen Freunden zurück, denen ich nicht zu erzählen wagte, was mir begegnet war."

„Das ist ein sonderbares Abenteuer, aber ich sehe noch nicht ein..."

„Warte doch! Tags darauf kamst Du zu uns und liehest uns Geld; denke Dir aber mein Staunen, als ich, während meine Freunde zum Frühstück vorausgegangen waren, dreihundert Franken in gutem Gold in der Tasche meines zerrissenen Rockes fand;

die Elenden hatten mir ein Geschenk damit gemacht. Was war zu thun? Es wäre mir schwierig gewesen, ihnen ihr Geld zurückzuschicken... ich gab es aus, und nun wirst Du begreifen, warum ich nicht sehr eilte, die von Dir angebotene Stelle anzunehmen. Da ich aber Alles aufgezehrt hatte, war ich im Begriff, bei Dir einzutreten, als Du mich zu Madame Merlier führtest. Wohlan, weißt Du, wen ich in dieser glänzenden Gesellschaft traf?... Das Oberhaupt meiner Falschmünzer!"

„Wäre es möglich? Nein, das kann nicht sein; Du hast es geglaubt, Du hast Dich geirrt."

„Ich habe mich so wenig geirrt, daß ich an dem auf diese Gesellschaft folgenden Morgen ein Schreiben erhielt, welches nebst den Danksagungen für meine Verschwiegenheit einen Kassenschein von tausend Franken und das Versprechen enthielt, mir, so lange ich mein Wort halte, monatlich fünfhundert Franken zu schicken. Dies ist der geheimnißvolle Grund, welcher zu meiner veränderten Lage beitrug, und seit jener Zeit hat man pflichtgemäß das Versprechen gehalten: es wurde mir jeden Monat in einem Schreiben der Schein von fünfhundert Franken zugeschickt."

„Aber der, welcher Dir das schickt, jener Elende, den Du bei Frau Merlier erkannt hast, wer ist er?"

„Du hast es nicht errathen?... Das ist Dein Nebenbuhler, derjenige, der Deine Pauline heirathen will!"

„Herr Mortandal?"

„Derselbe.

Heinrich bleibt einige Augenblicke stumm vor Ueberraschung; dann fällt er Bouchenot um den Hals, umarmt ihn mehrere Male und ruft aus: „Ach, mein Freund, welches Glück!... wäre es möglich!... Nein, er wird gewiß Pauline nicht heirathen, sie wird nicht die Frau eines Elenden werden, und wenn Herr

Giraumont das wüßte! Wer aber würde das geglaubt haben?... Herr Mortandal, ein geachteter Kaufmann, ein Mann, mit dessen Vermögen und Credit es so gut steht!"

„Zum Henker! es ist nicht schwer, Geld zu haben, wenn man es sich selbst macht."

„Herr Mortandal wäre ein Falschmünzer? Bouchenot, weißt Du auch ganz gewiß, was Du da behauptest? weißt Du, daß auf einem solchen Verbrechen der Kopf steht, und daß man, um Jemanden eines solchen zu bezüchtigen, Beweise haben muß?"

„Beweise! Beweise! Die sich zu verschaffen wäre vielleicht schwierig; aber gewiß ist, daß das, was ich gesagt habe, mir Wort für Wort so begegnet ist. Jetzt ist es an Dir, Vortheil daraus zu ziehen; was mich anbelangt, so werde ich wahrscheinlich an einem der nächsten Abende beim Nachhausegehen wegen meiner Schwätzerei ermordet werden; aber ich bin darauf gefaßt. Mögest Du glücklich sein und ich nicht mehr verachtet werden, mehr verlange ich nicht, und es wird mir auch nicht wehe thun, ein Geld zu verlieren, das aus so schimpflicher Quelle kommt."

„Muth, mein lieber Bouchenot, ich werde über Dein Leben wachen. Von heute an wohnst Du bei mir, verläßt mich nicht mehr."

„Gerne, ich habe die Chaussee d'Antin satt."

„Aber zuerst müssen wir sehen, wie wir an diesen Mortandal kommen; Du mußt mich an das Haus führen, in dem Du ihn überrascht hast."

„Dich dahin führen, das wird eine große Mühe machen; wie soll ich es wieder finden? Ich sage Dir, daß es Nacht war und in einem ganz unbekannten Viertel. Ich lief der Nase nach und kam dahin, ohne zu wissen, wie! und beim Fortgehen hatte man mir die Augen verbunden."

„Aber jener Hund, der Dich an das Haus führte?"

„Schnauzer! Ach ja, beim Kuckuk, wenn man wüßte, wo der ist, den soll man . . . aber wo ihn finden? Das junge Mädchen, das ihn verloren hat, ist eine Freundin Cölina's und heißt Prudentia; ich habe sie seitdem mehrere Male wieder gesehen."

„Nun, von dem jungen Mädchen könnte man erfahren . . ."

„Nichts, sie hat den Hund nicht wieder gesehen; sie wohnte in einem Viertel, das von dem, wo mir das Abenteuer zustieß, sehr entlegen ist. Den Schnauzer hatte sie von ihrem Pathen, einem Gärtner, erhalten, der in seine Heimath zurück ist. Von dieser Seite ist nichts zu hoffen; Alles, was ich weiß, ist, daß wir den Hund einmal in Montmartre gesehen haben: er war bei Männern, die ich nicht kannte und die ihn seiner alten Herrin nicht zurückgeben wollten."

„Was ist da zu machen? Woher Beweise nehmen, um diesem Mortandal die Maske abzureißen oder ihn zu zwingen, der Hand Paulinens zu entsagen? . . . Ach, die Briefe, die er Dir geschrieben hat . . ."

„Er hat mir nur einen einzigen geschrieben, aber der ist nicht unterzeichnet, und Du wirst wohl auch einsehen, daß er nicht von seiner Hand geschrieben ist."

„Gleichviel; zunächst will ich an Herrn Giraumont schreiben und ihn bitten, die Heirath seiner Tochter noch zu verschieben, indem ich ihm wichtige Mittheilungen über Herrn Mortandal zu machen verspreche; dann begeben wir uns auf den Weg, um das Haus zu suchen, wo Du in jener Nacht warst, und wir werden es finden, es muß sein."

„Ja, wenn man es seither nicht niedergerissen hat, was wohl möglich wäre, denn es ist fast ein Jahr her."

„Ach, Bouchenot, raube mir doch nicht sogleich wieder alle Hoffnung, nachdem Du sie kaum erst in mir erweckt hast."

„Lieber Freund, ich will Dir nichts rauben, nur fürchte ich, möchte es etwas schwierig sein; nun, wir

wollen es versuchen. Ich sage Dir zwar zum Voraus, daß, wenn ich das Haus der Falschmünzer wieder erkenne, ich nur mit bewaffneter Macht dasselbe betrete, weil ich mich erst so spät als möglich umbringen lassen will. Schreibe immerhin dem Papa Giraumont; ich will während dessen sogleich einen Hauderer nehmen, zu Georg, Cölina und Timotheus fahren und ihnen erzählen, woher ich mein Geld bekam. Ich habe einmal geschwatzt, nun will ich es auch der ganzen Welt sagen. Ach, man hielt mich für einen Polizeispion; ha, der Teufel! man soll erfahren, daß es nichts ist, und wenn es nöthig sein sollte, will ich meine Geschichte in allen Vierteln ausrufen lassen."

„Thue das ja nicht, Bouchenot, denn sonst wäre Herr Mortandel benachrichtigt und würde wohl auf der Hut sein; wir könnten ihn nicht mehr überraschen. Du mußt unsern Freunden anempfehlen, daß sie stille sind und schweigen."

„Gut, meinetwegen, aber das ist einerlei, erzählen muß ich ihnen Alles. Ich will vor Keinem mehr ein Geheimniß haben, ich will keinen Schritt mehr thun, ohne daß man weiß wohin, mein Betragen soll so klar sein wie Felsenwasser, und man soll nicht mehr von mir sagen können, ich sei ein Polizeispion."

Bouchenot läßt Heinrich einen Brief schreiben; er selbst geht fort, nimmt einen Fiaker, läßt sich zu Georg und Timotheus führen, deren Wohnungen ihm Heinrich mitgetheilt hat, und sagt ihnen, ohne sich durch den eiskalten Empfang aus der Fassung bringen oder ihnen Zeit zu lassen, ihn nach dem Grunde seines Besuches zu fragen: „Meine Herren, Sie haben mich in falschem Verdachte gehabt. Ich will Ihnen die Quelle meines Geldes entdecken, und Ihnen alle meine Abenteuer erzählen, weil ich nicht dulde, daß Sie fürchten müssen, sich zu compromittiren, wenn Sie mir die Hand geben."

Und Bouchenot erzählt seinen Freunden Alles, wie

er es Heinrich erzählt hat, und diese umarmen ihn, indem sie ihm Glück wünschen, daß er einem schlecht erworbenen Einkommen entsagt habe, um ihren Freund glücklich zu machen.

Bouchenot verläßt seine alten Freunde und läßt sich in die Calander-Straße führen; als er aber bei der kleinen Coloristin anklopft, will ihm diese, die seine Stimme erkannt hat, nicht aufmachen, sondern ruft ihm durch die Thüre zu: „Lassen Sie mich in Ruhe, mein Herr, ich will Sie nicht mehr sehen: Sie wissen, warum. Es ist unnöthig, daß Sie sich zu mir herbemühen."

„Fräulein," sagt Bouchenot, seinen Mund an das Schlüsselloch legend, „ich will mich rechtfertigen, will Ihnen beweisen, daß ich kein Polizeispion bin. Meine Freunde haben mir bereits ihre Achtung wieder geschenkt; Sie werden mir auch die Ihrige nicht versagen. Oeffnen Sie um Gottes Willen die Thüre."

Cölina hat aufgemacht; Bouchenot tritt ein, setzt sich, bittet um die ganze Aufmerksamkeit des jungen Mädchens, und wiederholt ihr Alles, was er bereits seinen alten Freunden gesagt hat. Cölina hört Bouchenot mit dem lebhaftesten Interesse an, ihr Gesicht drückt das Vergnügen aus, das sie bei der Rechtfertigung ihres Liebhabers empfindet. Ach, sie läßt ihn nicht ausreden ... schon liegt sie ihm im Arme; sie nimmt ihn beim Kopfe, küßt ihn auf die Stirne und ruft aus: „Mein armes Bouchenotchen, wie froh bin ich, ich kann Dich also noch lieben, immer lieben! Ach, siehst Du, daß Dein Bauchgrimmen fingirt war; Du erschrackst nur, wenn Du diesem abscheulichen Mann begegnetest, und hattest Furcht, in Unannehmlichkeiten zu gerathen."

„Es ist wahr, ich gestehe: Alles, was mich an dieses entsetzliche Abenteuer erinnerte, brachte mich in Bestürzung und um meine Fassung. Jetzt ist es aus, ich bin entschlossen und auf Alles gefaßt."

„Wie auf Alles gefaßt?“

„Natürlich, jetzt, da ich gesprochen und die Quelle von Herrn Mortandals Reichthum verrathen habe, muß ich mich gefaßt machen, an einem schönen Abend ermordet zu werden!“

„Warum nicht gar, das soll Niemand einfallen! Höre, bleib' bei mir, verlasse mich nicht; verstecke Dich in meinem Bette und rühre Dich nicht.“

„Dein Vorschlag, meine Liebe, hätte allerdings viel Angenehmes, aber ich habe Heinrich versprochen, ihm bei der Nachforschung nach dem Hause der Falschmünzer behülflich zu sein, und ich muß mein Wort halten.“

„Warum zeigt man Herrn Mortandal nicht gleich bei Gericht an?“

„Warum? Weil man vor allen Dingen Beweise und bestimmte Anzeichen haben muß. Einen reichen Mann kann man nicht so ohne Weiteres denunciren; wenn er ein armer Teufel wäre, dann ginge es etwa; ein Mann, der dreißigtausend Franken Renten hat, scheint immer unschuldig.“

Bouchenot verläßt Cölina, nachdem er ihr versprochen hat, sie bald wieder zu besuchen. Er kehrt zu Heinrich zurück; dieser hat seinen Brief fortgeschickt und wartet ungeduldig auf Bouchenot, um mit ihm die Nachsuchungen zu beginnen, welche auf Entdeckung der Wahrheit führen könnten.

Die beiden Freunde gehen aus und lenken ihre Schritte nach dem Quartier, wo Bouchenot sich an dem Abend seines Unfalls bei den Gauklern hinbegeben hatte. Sie ziehen langsam fürbaß und suchen die ödesten Straßen auf. Heinrich bleibt oft stehen und sagt zu seinem Gefährten: „Besinne Dich einmal recht, ist es nicht dieses Haus?“

Bouchenot betrachtet es, schüttelt den Kopf und erwidert: „Nein, das ist es nicht, ich meine, es sei eine große Mauer daran gewesen, aber ich weiß es nicht bestimmt. Doch, ich erinnere mich jetzt, daß keine Häuser in der Nähe standen; es kann also nicht hier sein.“

Man setzt seinen Weg wieder fort, steht abermals stille, geht manchmal wieder rückwärts, um ein Haus, welches Aehnlichkeit mit dem gesuchten hat, anzusehen, aber Bouchenot entgegnet immer: „Es kann nicht das sein. Ich entsinne mich jetzt ganz genau: es war in der Mitte eines Gäßchens, wo sich sonst kein Haus befand; es war eine ganz vereinzelte Baracke, und diese sind es alle nicht.“

Der Tag verstreicht unter vergeblichem Suchen. Am folgenden Morgen machen sich Heinrich und Bouchenot wieder auf den Weg und durchstreifen, ohne einen günstigeren Erfolg, das ganze Quartier, wo das geheimnißvolle Haus stehen muß.

„Es ist unbegreiflich,“ sagt Bouchenot, „man muß das Haus abgebrochen haben, sonst würden wir es sicher finden.“

Heinrich verzweifelte: er sah die zu Paulinens Vermählung mit Herrn Mortandal festgesetzte Zeit immer näher rücken, und da er das, was er an Herrn Giraumont geschrieben, immer noch durch keinen Beweis unterstützte, kümmerte sich der alte Handelsmann nichts um die Warnung, weil er sie für eine Eingebung der Eifersucht hielt, und wollte den Hochzeittag seiner Tochter nicht weiter hinausschieben.

Heinrich, den die allem Anscheine nach fruchtlosen Nachforschungen endlich ermüdeten, war trostlos und niedergedrückt zu Hause geblieben, denn übermorgen soll, ohne daß er es hindern kann, Pauline das Weib eines Andern werden. Georg und Timotheus leisten ihm Gesellschaft; sie suchen ihn zu trösten und ihm eine Hoffnung einzuflößen, die sie selbst nicht mehr hegen. Bouchenot ist nicht bei ihnen, er ist zu Cölina gegangen, um sich im Vereine mit ihr zu besinnen, durch welches Mittel man diese Verbindung hintertreiben könnte, welche Heinrichs Unglück ausmacht.

Plötzlich läutet man heftig. Die drei Freunde beben zusammen, Heinrich ahnt eine gute Nachricht;

Bouchenot tritt auch in der That gleich darauf mit einem großen Hunde an einem Tuche in's Zimmer.

„Victoria, meine Freunde," schreit er, „Victoria! da ist Schnauzer, den ich gefunden habe, ich bringe ihn, zwar ohne Erlaubniß seines Herrn, aber das ist einerlei, ich bringe ihn doch."

„Schnauzer!" ruft Heinrich aus, dessen Augen freudig und hoffnungsvoll strahlen.

„Was ist das für ein Hund?" fragen Georg und Timotheus.

„Ei der Kuckuk! das ist der, der an all' meinen Abenteuern Schuld ist, der mich Nachts in jenes kleine Haus führte, welches wir nicht wieder finden können. Aber er wird es finden, er. O! die Hunde sind klüger als die Menschen, sie haben eine feinere Nase."

„Durch welches Glück hast Du diesen Hund gefunden."

„Ach, meiner Treu'! der Zufall, die Vorsehung oder vielmehr der Bayonner-Schinken hat mir dazu verholfen. Hört mich an: ich war, den Kopf voll Gedanken über diese verfluchte Heirath, die unsern Freund zur Verzweiflung bringt, auf dem Wege, zu Cölina zu gehen, und besann mich, wie man auch diesen Mortandal veranlassen könnte, davon abzustehen. Da ich weiß, daß Cölina eine lebhafte Einbildungskraft hat, hatte ich ihr versprochen, mit ihr zu frühstücken, und während des Frühstücks wollten wir uns über die Sache besprechen. Plötzlich fällt mir ein, daß ich gestern meiner Schönen auch versprochen habe, ihr Etwas zum Frühstück mitzubringen; ich ging gerade an Vero-Dodat vorbei, trete ein, und lasse mir ein prächtiges Stück Bayonner-Schinken geben, denn ich weiß, daß Cölina diesen besonders liebt. In der Sanct-Honorius-Straße nöthigte mich eine Masse hin und her fahrender Wagen, um auszuweichen, einen Augenblick in das Haus eines Wein-

händlers zu treten; nach einer Weile setze ich meinen Weg wieder fort, aber ich habe noch keine zehn Schritte gemacht, als ich Etwas zwischen meinen Beinen spüre: dies war ein großer Hund, der mir mit Gewalt nachlief. Ich will ihn eben wegjagen, als ich, denkt euch mein Erstaunen, Schnauzer in ihm erkenne, der, seiner Neigung für den Schinken getreu, wahrscheinlich mein Frühstück gerochen hatte, als ich vor der Hausthüre seines Herrn stand, mir deßhalb nachgelaufen war, und fortwährend seine Schnauze in meine Tasche zu bohren suchte. O! dann könnt ihr euch wohl denken, jagte ich ihn nicht mehr fort. Ich band sogar im Gegentheil, damit er mir nicht entrinnen solle, woran das arme Thier übrigens gar nicht dachte, mein Nastuch an sein Halsband und eilte so schnell als möglich, damit mir sein Herr nicht nachsetze, hierher, um euch meinen glücklichen Fang zu zeigen."

„Jetzt wollen wir mit dem Hunde in das Quartier zurückkehren, welches wir schon einige Tage vergeblich durchstreifen," sagt Heinrich.

„Halt!" versetzt Bouchenot, „ich meine, es wäre besser, wir warteten die Nacht ab, denn Schnauzer hat mich Nachts in das einsame Haus geführt. Wir wollen zu derselben Zeit wieder hin."

„Er hat recht," sagt Georg, „wir wollen die Nacht abwarten. Aber wir gehen mit euch, wir lassen euch die Falschmünzer nicht allein aufsuchen."

„Kommt nur mit," erwidert Bouchenot, „mir ist nichts lieber."

„Und wir versehen uns mit Waffen," versetzt Timotheus; „Jeder muß ein Paar Pistolen zu sich nehmen."

„Vortrefflich!" ruft Bouchenot aus. „Bis dahin wollen wir gut essen und viel trinken, damit wir auch Muth zu dem Unternehmen haben."

„Wir müssen aber besonders auf Schnauzer achten, daß er uns nicht durchgeht," sagt Heinrich.

„O! sei ganz beruhigt, so lange ich noch Schinken in der Tasche habe, entfernt er sich nicht."

Die vier jungen Leute essen mit einander zu Mittag und erwarten ungeduldig die Nacht. Timotheus hat seine und Georgs Pistolen geholt; Heinrich versieht sich auch mit den seinigen; Bouchenot will keine andere Waffe als sein Federmesser. Endlich wird es Abend und man macht sich mit Schnauzer, der noch angebunden ist, auf den Weg.

In dem auf der entgegengesetzten Seite des Kanals gelegenen Quartier, in der Gegend der Barrière Manilmontant, läßt man den Hund los, aber nicht aus den Augen. Bouchenot hat vorher seine Tasche geleert, damit sich Schnauzer nicht zu sehr an ihn halte. Längere Zeit folgt der Hund den jungen Leuten und scheint sie nicht verlassen zu wollen. Aber plötzlich fängt Schnauzer an der Ecke einer wenig belebten Straße zu laufen an und schaut sich nicht mehr um.

„Jetzt weiß er, wo er ist," sagt Heinrich, „er wird uns führen, gebt genau auf ihn Acht."

Die jungen Leute müssen aus Leibeskräften laufen, um dem Hunde nachzukommen, der schnell vorausttrabt und schon durch mehrere Gäßchen gesprungen ist.

„Hier ist es," schreit Bouchenot, „ja, hier ist es, ich erkenne das Haus ganz gut!"

„Und wir sind wenigstens zwanzigmal an diesem Haus vorbeigegangen," sagt Heinrich, „ohne daß Du es erkanntest."

„Weil mir Etwas unbegreiflich ist: früher stand das Haus allein in der Straße, und jetzt sind zwei weiter da, eines daneben und eines gegenüber."

„Potz Kuckuk! die hat man seither gebaut," sagt Georg. „Man sieht gut, daß sie neu sind."

„Ach, der Teufel! das hat mich getäuscht; aber es ist das rechte Haus, meine Herren, seht, Schnauzer steht an der Thüre und möchte gern hinein. Ich will einmal sehen, ob man, wenn man auf die Klinke drückte..."

Heinrich eilt an die Thüre, aber die Klinke ist weggeschraubt und diesmal die Thüre fest zu.

„Was wollen wir jetzt machen?" fragt Bouchenot. „Mit Gewalt in's Haus einzudringen wäre unklug; dann sind wir auch nicht überzeugt, ob Herr Mortandal und seine Genossen sich gegenwärtig darin befinden, und wir sollten sie eigentlich auf der That ertappen."

Während sich die jungen Leute berathen, was zu thun sei, hält ein Cabriolet an dem Ende der Straße; ein Mann steigt aus und nähert sich langsam dem Hause, vor welchem der Hund steht; die jungen Leute haben sich zurückgezogen und hinter einer Mauerecke verborgen, um von dem Manne nicht gesehen zu werden, aber sie haben vergessen, den Hund mitzunehmen, der nicht von der Thüre weicht.

Die aus dem Gefährt gestiegene Person gelangt vor die Thüre des Hauses; dort zieht sie einen Schlüssel aus der Tasche und ist im Begriff, aufzuschließen, als Schnauzer zu bellen anfängt.

„Der Teufel soll den Hund holen!" sagt eine Stimme, in welcher Heinrich ganz gut die des Herrn Mortandal erkennt; „ich hatte ihn nicht bemerkt. Was thut er da? Marsch, geh'! . . . Er rührt sich nicht. Was liegt daran, schnell hinein!"

Herr Mortantal ist hineingegangen, hat aber hinter sich und Schnauzern, der sich mit eingeschlichen hat, die Thüre zugeschlossen.

„Wir sind nun gewiß, daß Herr Mortandal da drinnen ist," sagt Heinrich; „jetzt muß aber einer von euch, meine Freunde, ein Cabriolet nehmen, sich zu Herrn Giraumont führen lassen und ihn hierherbringen, um ihm zu beweisen, wie sich sein künftiger Eidam bereichert."

„Das will ich besorgen!" ruft Bouchenot aus, der sich mit Vergnügen von dem Hause entfernt; „ich eile, den Schwiegervater zu holen. Aber seid unterdessen vorsichtig und laßt unsern Mann nicht entrinnen."

Bouchenot läuft und fliegt davon, er findet ein Cabriolet, nimmt es und läßt sich zu Herrn Girau-

mont führen, den er wichtiger Angelegenheiten halber zu sprechen begehrt. Man führt ihn in das Arbeitszimmer des Greisen, zu dem er ohne Umschweife sagt: „Herr Giraumont, ich habe die Ehre, Sie davon zu benachrichtigen, daß Sie im Begriffe stehen, Ihr Fräulein Tochter mit einem Falschmünzer zu verehelichen. Da Sie wahrscheinlich einen Mann, der ein solches Gewerbe treibt, nicht zum Eidam erwählen wollen, mache ich Ihnen den Vorschlag, sich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, damit Sie ferner Ihre Handlungen darnach einrichten können."

Herr Giraumont fährt bestürzt zurück und ruft aus: „Ein Falschmünzer! Herr Mortandal ein Falschmünzer! Ach, mein Herr, das ist nicht möglich, das ist wieder eine erdichtete Verleumdung, damit ich ihm meine Tochter nicht geben soll."

„Ich mache Ihnen aber ja den Vorschlag, sich mit eigenen Augen zu überzeugen! Ich glaube, daß das Schicksal Ihrer Tochter wohl der Mühe werth wäre, einen Gang zu machen, um gewiß zu erfahren, ob Sie wahr berichtet würden."

„So wollen wir gehen, mein Herr, ich bin bereit, Ihnen zu folgen."

Der Greis steigt mit Bouchenot in das Cabriolet; sie lassen sich in das Sträßchen führen, wo sie Heinrich und seine Freunde treffen, die vor dem Hause warteten.

Heinrich tritt auf Herrn Giraumont zu und redet ihn an: „Glauben Sie nicht, mein Herr, daß mich die Eifersucht zu dieser Handlung veranlaßt, sondern man hat mich versichert, daß Herr Mortandal nur ein erbärmlicher Falschmünzer sei, der sich hier in diesem einsamen Hause seinem verbrecherischen Gewerbe widme. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Sie den, der Ihr Schwiegersohn werden soll, kennen zu lernen. In diesem Augenblick befindet sich Herr Mortandal hier in diesem Hause: wir haben ihn

hineingehen sehen und er ist noch nicht zurückgekommen. Was wollen Sie thun, mein Herr? Sie haben zu bestimmen: sollen wir uns mit Hülfe der Polizei das Haus aufmachen lassen oder ein anderes Mittel anwenden? Sprechen Sie, wir gehorchen."

„Sind Sie ganz gewiß, daß sich Herr Mortandal in diesem Hause befindet?" fragt der Alte.

„Ja, Herr Giraumont."

„Nun, wir wollen alles Aufsehen vermeiden; wir müssen nur in's Haus zu gelangen suchen, um zu wissen, was Herr Mortandal darin macht."

„Ja, wir müssen allerdings hineinzukommen suchen," erwidert Bouchenot, „obgleich es vielleicht sehr gefährlich für uns sein kann; wie wollen wir aber die Thüre aufbringen?"

In diesem Augenblick hörte man im Hausgang ein Geräusch; in einer Weile wird heftig an der Thüre gekratzt: Schnauzer ist es, der mit Gewalt heraus will. Der Hund drückt während des Kratzens vermittelst seiner Pfoten auf die Klinke, die innerhalb schließt; Bouchenot hört dieses von Außen, stößt hastig die Thüre auf, ehe die Schnalle wieder einfällt, und somit ist ihnen der Eingang in's Haus geöffnet.

„Schnauzer ist wahrhaftig unser Schutzengel," sagt Bouchenot. „Kommen Sie, meine Herren, treten Sie leise ein. Nehmen Sie Ihre Waffen, ich will Ihnen folgen."

„Geh' lieber voraus und zeige uns den Weg," sagt Georg.

„Ich kann es besser, wenn ich hinter euch hergehe. Kommt, aber ganz leise!"

Man tritt in's Haus, geht schweigend durch den Gang und den kleinen Hof, und hört, sobald man sich der Kellerthüre nähert, schon in einiger Entfernung Hammerschläge.

„Hören Sie?" sagt Bouchenot, „sie sind eben in der Arbeit begriffen."

„Wir wollen sachte hinunter gehen," sagt Heinrich, „ich sehe einen Lichtschimmer."

Die jungen Leute und der Greis gehen die Treppe hinab; sie kommen in den Keller und hören in einem nahen Gewölbe, dessen Thüre nur angelehnt ist, sprechen. Georg, Heinrich und Timotheus spannen den Hahn ihrer Pistolen und drängen plötzlich mit dem Rufe: „Ergebt euch, ihr Elenden!" vor.

Nun sahen sie Herrn Mortandal, von Männern umgeben, wovon die einen Oel und Branntwein in Fässer füllten und dann zuschlugen, während die andern durch Röhren, die unter der Erde durchgeleitet waren und außerhalb mit den Barrièren in Verbindung standen, Flüssigkeiten in großen Gefäßen auffingen, welche auf diese Weise kein Octroi bezahlten.

„Es sind keine Falschmünzer!" ruft Bouchenot, verblüfft beim Eingang zu dem Gewölbe aus, während Heinrich und seine beiden Freunde erstaunt vor den Schmugglern stehen, die ebenfalls höchst verwundert über diesen unerwarteten Besuch sind.

„Wie, meine Herren, sind Sie vielleicht Zollbeamte?" fragt Herr Mortandal, die jungen Leute erstaunt anblickend.

„Nein, aber man hatte uns versichert, Sie geben sich hier mit Geldmachen ab."

„Ah! ich errathe, wer ihnen das gesagt hat," versetzt der Marseiller, welcher jetzt auch Bouchenots ansichtig wird. „Ich habe den Herrn auf diesem Glauben gelassen, weil ich mir dachte, er werde sich weit mehr vor einem Falschmünzer als einem Unterschleifer fürchten! So, Herr Bouchenot, Sie haben mich verrathen? Das ist nicht schön!"

„Ei, der Teufel! Sie hätten mir wohl sagen können, daß es sich nur um Oel und Branntwein handle," versetzt Bouchenot, „dann wäre ich nicht in beständiger Todesangst gewesen, seit ich Sie kenne."

In diesem Augenblick zeigte sich Herr Giraumont,

der bisher außerhalb des Gewölbes geblieben war, Herrn Mortandal; dieser Anblick scheint dem Letzteren etwas unangenehm zu sein, aber er sucht sich zu fassen und sagt mit einem erzwungenen Lächeln: „Wie, mein lieber Schwiegervater, Sie wollen auch unsere geheime Niederlage sehen?“

„Mein Herr,“ entgegnet der Greis, „es ist mir um Ihretwillen sehr lieb, daß Sie kein Falschmünzer sind, aber ich will auch keinen Schmuggler zum Schwiegersohn; ich achte nur solche Gewerbe, die man bei hellem Tage betreiben kann, und welche die Augen der Polizei nicht zu scheuen brauchen; das wird hinreichend sein, Ihnen begreiflich zu machen, daß zwischen uns Alles aus ist.“

„Warum nicht gar, Herr Giraumont! Das ist nicht geschmuggelt, das ist nur ein kleiner Unterschleif.“

„Es ist mir Beides gleich verächtlich; seien Sie übrigens beruhigt, es wird Sie Keiner von uns anzeigen. Kommen Sie, meine Herren, ich glaube, daß unser Geschäft hier jetzt beendigt ist. Herr Heinrich, reichen Sie mir Ihren Arm.“

Heinrich läßt sich nicht zweimal bitten: er eilt eifrigst herbei. Georg und Timotheus folgen ihnen und Bouchenot kommt hintendrein.

„Ach!“ wiederholt er immer, „wenn ich gewußt hätte, daß es sich bloß um Oel und Branntwein handelte! Das sind rechte Dummköpfe; es geschieht ihnen aber recht, warum haben sie mich für Narren gehalten.“

Vierzehn Tage nach dieser Begebenheit wurde Heinrich Paulinens Gatte, und seine drei Freunde wohnten der Feierlichkeit bei, die sein Glück begründete.

Bouchenot nahm die ihm von Heinrich angebotene Stelle an. In der ersten Zeit arbeitete er weder gut noch fleißig, aber Heinrich war sehr nachsichtig; endlich gewöhnte er sich allmählig an die Arbeit: er sah ein, daß man sich nie langweilt, wenn man

arbeitet, und das Vergnügen weit größer ist, wenn man es seltener genießt.

Cölina war ordentlich, thätig und sparsam geworden, und Bouchenot blieb ihr am Ende treu. Man muß sowohl in der Liebe als in andern Dingen nie die Hoffnung ganz aufgeben.

Der gefeierte, verhätschelte, wohlgenährte Schnauzer blieb bei Heinrich und Paulinen, die ihm ihr Glück verdankten.

Aber Bouchenot sagte manchmal: „Trotz all' dem wissen wir noch nicht, was den Hund in das Haus der Schmuggler lockte."

Fräulein Prudentia heirathete zuletzt Herrn Merlandin, der Bouchenot und Cölina zu seiner Hochzeit einlud, und ehe er mit seiner Frau nach Poissy zurückkehrte, sagte: „Ei! der Pathe meiner Frau hat mir aufgetragen, mich nach einem Hund Namens Schnauzer zu erkundigen, und mich gebeten, ihn zuweilen zu dem Manne zu führen, der ihn ihm geschenkt habe: es sei ein Gärtner, der bei der Barrière Menilmontant wohne; aber meine Frau hat mir gesagt, sie habe den Hund verloren, und der Gärtner ist, so viel ich gehört habe, schon lange gestorben."

„Ach, daher rührt Schnauzers Anhänglichkeit für das einsam stehende Haus!" ruft Bouchenot aus, als Herr Merlandin geendet hat; „jetzt wundert es mich nicht mehr, daß der Hund die Lokalitäten des Hauses so gut kannte: es ist seine Wiege, sein Jugendaufenthalt; vielleicht wünschte er seine Anverwandten wieder zu sehen! Neben seiner Liebe für den Schinken bewahrt Schnauzer auch das Andenken an seine alten Freunde und die elende Baracke, worin er erzogen wurde. Es gibt viele Menschen, die kein so gutes Gedächtniß haben wie dieser Hund."

Inhalt des ersten Theils.

Inhalt des zweiten Theils.

Inhalt des dritten Theils.

Inhalt des vierten Theils.

Inhalt des vierten Theils.